

**Ute Sonnleitner**

**Steirische Migrationen in die Schweiz**

**1945–1955**

**Bericht zum Projekt**

**2012**

# **Inhaltsverzeichnis**

- 1.) Steirische Migrationen in die Schweiz – Ausgangspunkt der Betrachtungen 4**
- 2.) Steirische Land/Wirtschaft 6**  
„Auswanderung“ als „Land- / Flucht“? 9
- 3.) Schweiz 16**  
Grenz-Erfahrungen 22
- 4.) Mann – Frau: eine (un)zulässige Grenzsetzung der Migrationsforschung? 26**  
Trans-Migrationen – subversive Herausforderung? 38
- 5.) Migrationen in die Schweiz – Außenwahrnehmungen 41**
  - 5.1.) Aufbruch in die Schweiz 42**
  - 5.2.) Aufenthalt in der Schweiz 45**  
Historische Kontextualisierung 48
  - 5.3.) Rückkehr in die Steiermark 52**
- 6.) Migrations – Erinnerungen 56**
  - 6.1.) Staatliches Vergessen 56**
  - 6.2.) Persönliches Erinnern 63**  
Oral History 63
  - 6.3.) Biografien 69**  
Uwe B.  
Peter C.

**Erich H.**

**Alois K.**

**Karl L.**

**Leni L.**

**Edith L.**

**Manfred L.**

**Leonhart. R.**

**Elfriede T.**

**Christine T.**

**Johanna W.**

**7.) Schlussbetrachtung 83**

**8.) English Short Version 86**

**9.) Bibliografie 100**

## 1.) Steirische Migrationen in die Schweiz – Ausgangspunkt der Betrachtungen

In der Phase der österreichischen Nachkriegszeit, dem Betrachtungszeitraum der vorliegenden Studie, stellte Österreich eine „Migrations-Drehscheibe“ dar. Es war – für Flüchtlinge und „Displaced Persons“ – Aufnahmeland und insbesondere Zwischenstation<sup>1</sup> sowie auch Ausgangspunkt für eine Reihe von Emigrationsbewegungen. Einen gewissen Bekanntheitsgrad erlangten Auswanderungen nach Übersee, wobei wohl die „Exotik“ von Kanada, Australien oder Südafrika eine nicht unwesentliche Rolle für den erhöhten Grad der Wahrnehmung spielte.<sup>2</sup> Die zahlenmäßig ebenfalls stark ausgeprägten innereuropäischen Bewegungen wurden demgegenüber auf breiter Basis kaum rezipiert.<sup>3</sup> Großbritannien, die Niederlande und Schweden waren beliebte Zielländer österreichischer Migration. Die höchsten Einwanderungszahlen – ehemals – österreichischer Migrant\_innen wiesen jedoch Deutschland und die Schweiz auf. Eine ungebrochene migrantische Traditionslinie reicht bis in die Gegenwart. Der Beginn<sup>4</sup> der Migrationsbewegung in die Schweiz, der zwischen 1945 und 1955 gleichermaßen auch eine Übergangsphase bildete, steht im Folgenden im Zentrum der Betrachtungen. 1951 hielten sich rund 22.000 Österreicher\_innen in der Schweiz auf, zwei Drittel von ihnen waren weiblich. 11.800 Menschen aus Österreich wiederum waren offiziell als Arbeitskräfte in der Schweiz verzeichnet.<sup>5</sup> Die Zahlen verdeutlichen, dass das Phänomen der österreichischen Wanderungen in die Schweiz über relativ großen Umfang verfügte,

---

<sup>1</sup> Es handelte sich dabei vielfach um Angehörige deutschsprachiger Minderheiten, die infolge des Zweiten Weltkriegs aus Polen, Ungarn, der Tschechoslowakei und Jugoslawien flohen. Rund 224.000 Menschen kamen – meist vorübergehend – nach Österreich. Siehe dazu: Gerda Neyer, Auswanderungen aus Österreich. Ein Streifzug durch die „andere“ Seite der österreichischen Migrationsgeschichte, in: Traude Horvath/Gerda Neyer (Hg.), Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, 13–29, 18.

<sup>2</sup> Neyer, Auswanderungen, 19.

<sup>3</sup> Wird der Betrachtungszeitraum von 1945 bis in die 1990er-Jahre ausgedehnt, kann ein klarer Überhang innereuropäischer Migrationen konstatiert werden. Detaillierte Angaben sind grundsätzlich erst ab 1990er-Jahren möglich, da erst ab diesem Zeitpunkt eine österreichische (Aus-)Wanderungsstatistik besteht. Sämtliches Zahlenmaterial für die Zeit davor kann lediglich aus Angaben der Einwanderungsländer rekonstruiert werden, wobei unterschiedliche Zählmodi, verschiedene rechtliche Rahmenbedingungen und damit auch Definitionen von „Herkunft“, „Einwanderung“ und Ähnliches mehr die üblichen statistischen Varianzen noch diversifiziert. Siehe dazu: Adelheid Bauer-Fraiji/Abderrahim Fraiji, Auswanderungen von Österreichern und Österreicherinnen nach 1945. Statistische Darstellung, in: Horvath/Neyer, Auswanderungen, 279–320.

<sup>4</sup> Eine Tradition österreichischer (Aus-)Wanderungen in die Schweiz besteht bereits vor 1945, wobei teilweise starke Ähnlichkeiten zur Phase zwischen 1945 und 1955 gegeben waren (womit insbesondere die Dienstmädchen-Migrationen angesprochen sind). Dennoch können die 1930er-Jahre und der Zweite Weltkrieg als Zäsur verstanden werden. Die Einführung des ANAG 1936 und die faktische Schließung der Grenzen bewirkten einen Bruch und führten zu neuen Verhältnissen, deren Inhalt im Zuge dieser Arbeit diskutiert werden sollen.

<sup>5</sup> Leider sind nähere Daten zu ihrem Aufenthaltsstatus bzw. ihrer Aufenthaltsdauer nicht bekannt. Anita Pretenthaler-Ziegerhofer/Karin M. Schmidlechner/Ute Sonnleitner, „Haustochter gesucht“ Steirische Arbeitsmigrantinnen in der Schweiz, Graz 2010, 25 f.; Ulrike Pröll, Österreichische Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen in der Schweiz, in: Horvath/Neyer (Hg.), Auswanderungen, 433–457.

dennoch hat es erst in den vergangenen Jahren – wissenschaftliche – Aufmerksamkeit erfahren.<sup>6</sup> Erste Arbeiten, die einen „geschlechtsunspezifischen“ Analyserahmen aufwiesen, wurden durch die Untersuchung der Migrationserfahrungen von Frauen ergänzt. Die vorliegende Darstellung erweitert nun den Zugang. Im Sinne einer geschlechtergerechten Herangehensweise werden Frauen und Männer in die Betrachtung aufgenommen. Interviews fungierten als zentrales Mittel des Erkenntnisgewinns. Sieben Männer und fünf Frauen erklärten sich bereit, im Rahmen des Projektes über ihre Erfahrungen zu berichten. Zusätzlich können die Erfahrungswelten der weiteren, bereits im Vorfeld befragten Frauen mit einbezogen werden. Die Biograf\_innen hatten in den 1940/50er-Jahren in der Schweiz gelebt und gearbeitet und waren – mit zwei Ausnahmen – nach ihrem Auslandsaufenthalt in die Steiermark zurückgekehrt. Deren Status als eigentliche Betroffene und damit „Expert\_innen“ der österreichisch/steirischen Arbeitsmigration in die Schweiz Rechnung tragend, wird der Perspektive der Interviewpartner\_innen breiter Raum geboten. Die Analyse des jeweiligen persönlichen Erlebens erlaubt Rückschlüsse auf den Umgang mit strukturellen Voraussetzungen auf „öffentlicher“ und staatlicher Ebene und verdeutlicht den aktiven Charakter des Migrationsgeschehens. Die Verschränkungen und wechselseitigen Beeinflussungen gesetzlicher Vorgaben, gesellschaftlicher Re-Aktionen und individueller Vorgehensweisen werden angesprochen, wobei steirische/österreichische und (Ost-)Schweizer Verhältnisse von Interesse sind. Neben bereits bestehender Literatur dienen die Berichte der Interessensvertretungen (Wirtschaftskammer, Arbeiterkammer, Landwirtschaftskammer) sowie die „Kleine Zeitung“ als Quellenmaterial zur Erfassung insbesondere steirischer/österreichischer Befindlichkeit.<sup>7</sup> Die spezifische Form der steirischen arbeitsmigratorischen Bewegung in die Schweiz – und wieder zurück – entfaltet ihren Gehalt

---

<sup>6</sup> Erste Erwähnungen und zwei Artikel zum Arbeitsaufenthalt von KärntnerInnen und Burgenländerinnen in der Schweiz (Karin M. Schmidlechner widmet sich in einem Kapitel ihrer Habilitation dem Thema weiblicher „Auslandsarbeit“. [Karin M. Schmidlechner, *Frauenleben in Männerwelten: Kriegsende und Nachkriegszeit in der Steiermark* (= Studien zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte 10), Wien 1997, 192–197] Ein weiterer Beitrag bezieht sich auf das Burgenland und den Raum Wien. Pröll, *Österreichische Arbeitnehmer*; Alexandra Schmidt, *Heimatnah. Kärntner Gastarbeiterinnen in der Schweiz 1950–1965*, in: *Der Onkel aus Amerika – Aufbruch in eine Neue Welt* (= Katalog zur Sonderausstellung vom 5. Mai bis 31. Oktober 2006. Ein Gemeinschaftsprojekt der Stadt Villach und des Vereines Industriekultur und Alltagsgeschichte), Klagenfurt/Celovec 2006.

Kurze Erwähnungen finden sich in Arbeiten, die sich mit der Entwicklung der steirischen Landwirtschaft in den 1950er-Jahren beschäftigen. Günter R. Burkert-Dottolo, *Das Land geprägt: die Geschichte der steirischen Bauern und ihrer politischen Vertretung*, Graz 1999, 171; Karl Kaser/Karl Stocker, *Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848. Band 1: Landwirtschaft von der Selbstversorgung zum Produktivitätszwang*, Graz 1987, 213; Mark Steininger, *Die Industrialisierung der Landwirtschaft – am Beispiel der Südoststeiermark 1945–1970*, phil. Diplomarbeit, Graz 2010, 90; Franziska Stöckler, *Die Beratungs- und Bildungsarbeit der steirischen Kammer für Land- und Forstwirtschaft unter besonderer Berücksichtigung der Bezirkskammer Weiz von 1945 bis 1970*, Dissertation, Graz 1995.). Diesen Arbeiten folgte das Projekt „Haustochter gesucht“ (Pretenthaler-Ziegerhofer/Schmidlechner/Sonnleitner, *Haustochter gesucht*), das wiederum studentische Arbeiten zum Themenfeld nach sich zog.

<sup>7</sup> Die jeweiligen Quellen werden an entsprechender Stelle bezeichnet.

in der gleichsam „abgeschlossenen“ Erzählung von Aufbruch, Auslandsaufenthalt und Heimkehr, weshalb der Fokus auf die Steiermark als „Ausgangs- und endgültiges Zielland“ gerichtet wird. Die Arbeitsmigrationen in die Schweiz stellen kein spezifisch „steirisches“ Phänomen, sondern vielmehr ein ostösterreichisches dar. Der starke Steiermark-Bezug erklärt sich aus den Chancen, die eine Erarbeitung regionaler Strukturen bietet. Gerade in jüngster Zeit wird wiederum vermehrt der Blick auf das „Lokale“ eingefordert – eröffnet er doch im besten Fall Zugang und Verständnis für die komplexen Bedingtheiten verschiedener Beziehungsebenen.<sup>8</sup> Im Bestreben nach der Umsetzung der formulierten Vorgaben wird daher zunächst der Versuch unternommen, die steirischen Migrationen in die Schweiz in ihren zahlreichen Variablen nachzuzeichnen, ehe in weiterer Folge die Interviewpartner\_innen vorgestellt und ihre individuellen Erfahrungen als Arbeitsmigrant\_innen beleuchtet werden.

## **2.) Steirische Land/Wirtschaft**

Im Betrachtungszeitraum der Nachkriegszeit erlebte die steirische Gesellschaft die endgültige Durchsetzung eines entscheidenden Transformationsprozesses. In dem noch bis in die 1930er-Jahre vornehmlich agrarisch dominierten Land vollzog sich ein Strukturwandel, der zunehmend auch den Sektor Landwirtschaft zu verändern begann. Noch im Jahr 1934 gehörte die Mehrzahl der steirischen Beschäftigten dem Zweig der Land- und Forstwirtschaft an, der 39,8 % der Erwerbstätigen umfasste (Industrie und Gewerbe 26,2 %, Dienstleistungen 17,4 %, ohne Beruf beziehungsweise ohne Angaben 16,5 %).<sup>9</sup> Die zunehmende Abkehr der Bevölkerung vom landwirtschaftlichen Sektor, der als „Landflucht“ wahrgenommen wurde, bedeutete eine enorme Herausforderung für die in der Mehrzahl noch auf überkommene Methoden der Betriebsführung beruhende Landwirtschaft. Die massive Abhängigkeit von menschlicher Arbeitskraft stellte ein tatsächliches Problem dar, das seinen Ausdruck in der verzweifelten Suche nach Personal fand. Insbesondere in der zweiten Hälfte der 1940er-Jahre wurde das Auseinanderklaffen von Personalbedarf und Möglichkeiten der Abdeckung offenkundig. Wohl auch in Reaktion auf die sich zunehmend verschlechternde Situation

---

<sup>8</sup> Gerade in jüngster Zeit wird – wiederum – der Versuch unternommen „Lokalgeschichten“ zu schreiben, wobei gerade die Verwobenheit verschiedener Beziehungsstrukturen und -ebenen, die wechselseitigen Bedingtheiten hervorgehoben werden. „Das Makro beschreibt (...) nicht länger eine umfassendere oder ausgedehntere Stätte [...], sondern vielmehr einen anderen, gleichfalls lokalen, gleichfalls Mikro-Ort, der mit vielen anderen durch irgendein Medium verbunden ist.“ Bruno Latour, Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in Akteur-Netzwerk-Theorie, 304, zitiert nach Margareth Lanzinger, Das Lokale neu positionieren im\_actor-network\_-Raum – globalgeschichtliche Herausforderungen und illyrische Steuerpolitiken, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/type=diskussionen&id=1810>, Abruf 21. 6. 2012.

begann, parallel zu den Klagen über den Personalmangel, eine Entwicklung Raum zu greifen, die eine Rationalisierung der Betriebsführung und damit auch die Reduktion der Personalabhängigkeit als maßgebliches Ziel vorsah.<sup>10</sup> Die stetige Zunahme des Einsatzes von Traktoren kann als eindruckliches Symbol für den Wandel der landwirtschaftlichen Betriebsführung verstanden werden.<sup>11</sup> Die Betriebsumstellungen waren somit gleichermaßen Produkt eines gesellschaftlichen Veränderungsprozesses („Landflucht“) und wirtschaftlicher Vorgaben (Notwendigkeit der Produktionssteigerung), sie waren auch politischen Einflüssen ausgesetzt. Produktivitätssteigerung und Qualitätsverbesserung wurden als Zielvorgaben formuliert.

In den öffentlich-medialen Debatten kam es zu einer starken Problematisierung des Themenbereiches „Landwirtschaft und Arbeitskräfte“. Die Auseinandersetzung mit „Landarbeitern“, deren arbeits- und sozialrechtlicher Stellung, blieb während der ersten Hälfte der 1950er-Jahre präsent. So finden sich in der „Kleinen Zeitung“ wiederholt Berichte über Forderungen der Landarbeiter und bäuerliche Repliken.<sup>12</sup> Vor allem die Bezahlung und Versicherungsabgaben bedeuteten ein veritables Konfliktpotenzial. Das Lohnniveau der landwirtschaftlichen Hilfskräfte war gerade in der Steiermark besonders nieder, in einem landesweiten Vergleich kam ein massives West-Ost-Gefälle zum Tragen. So wurde in einem Artikel beinahe warnend vermerkt, dass „bereits ein Abwandern landwirtschaftlicher Arbeitskräfte nach den westlichen Bundesländern einsetzt“.<sup>13</sup> Ein Befund, der auch im Annoncenteil<sup>14</sup> der Zeitung Bestätigung findet. Zahlreiche Stellenangebote für Tirol und Vorarlberg, die mitunter die gute Bezahlung in Aussicht stellen, weisen eindeutig die

---

<sup>9</sup> Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. Politik – Wirtschaft – Gesellschaft – Kultur, Graz 2000; Hubert Steindl, Faschismus in der „Provinz“: Der Bezirk Mürzzuschlag 1933–1938, phil. Dissertation Graz 1993.

<sup>10</sup> Die Verbesserung der Güte landwirtschaftlicher Produkte wurde als oberstes Ziel formuliert. Die bäuerliche Bevölkerung (angesprochen wurden BesitzerInnen von Höfen) sollte durch Schulungen zu neuer, effizienter Betriebsführung „erzogen“ werden. Dazu zählte in erster Linie der Einsatz von technischen Hilfsmitteln respektive Geräten, wobei neben der eigentlichen Landwirtschaft auch der bäuerliche Haushalt ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte (Küchenumbauten – Herde und Kühlgeräte als augenfällige Beispiele). Zudem stellten die Elektrifizierung und der Bau von Güterwegen/Hofzufahrten wichtige Schritte dar. Die Finanzierung der Schulungs- und Modernisierungsprojekte erfolgte unter anderem aus Mitteln des Marshallplans. Die Zahlungen aus den USA erfolgten ab 1948. Karl Kaser/Karl Stocker/Beatrix Vreca, Vom Selbstversorger zum Nebenerwerbslandwirt. Das Südoststeirische Flach- und Hügelland, in: Ernst Bruckmüller/Ernst Hanisch/ Roman Sandgruber (Hg.), Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Regionen – Betriebe – Menschen, Wien 2003, 299–362; Bernhard A. Reismann, Landwirtschaft inmitten der Industrie. Die östliche Obersteiermark, in: Bruckmüller/Hanisch/Sandgruber, Geschichte, 363–438.

<sup>11</sup> Ebda., 327: Waren 1953 laut einer Aufstellung des Statistischen Zentralamtes Steiermarkweit 2545 Traktoren im Einsatz, so waren es 1957 bereits 7405.

<sup>12</sup> Vergleiche beispielsweise: „Landarbeiter fordern Lohnerhöhung“, in: Kleine Zeitung, 2. Juni 1951; „Landflucht – Nicht zuletzt Frage der Entlohnung“, in: Kleine Zeitung 8. Juli 1951; „Landflucht zeitigt Rekordarbeitslosigkeit“, in: Kleine Zeitung, 10. Jänner 1953; „Landarbeiterkammer endlich konstituiert“, in: Kleine Zeitung, 20. Jänner 1953.

<sup>13</sup> „Landflucht – nicht zuletzt Frage der Entlohnung“, in: Kleine Zeitung, 8. Juli 1951.

<sup>14</sup> Zu den Annoncen und deren Quellenwert siehe untenstehende Ausführungen im Fließtext.

Möglichkeiten der West-Wanderung aus.

Gleichzeitig ist bereits in diesem Zusammenhang die nicht stattfindende Auseinandersetzung mit einer grenzüberschreitenden Wanderung zu vermerken. Die Binnenmigration nach Tirol und Vorarlberg stellte allem Anschein nach eine „äußere“ Grenze der Wahrnehmung dar, deren Erwähnung das Ausreizen der Beschäftigung mit Arbeitsmigration bildete. Eine Tatsache, die an späterer Stelle noch breitere Erwähnung finden wird.<sup>15</sup>

Zurückkehrend zu der Frage von „Landflucht“ und Beschäftigung sind wiederum die Arbeitsämter als ein maßgeblicher Akteur zu nennen. Betraut mit der „Verwaltung“ und – im besten Falle auch – Verhinderung beziehungsweise Beendigung der Arbeitslosigkeit kann das Arbeitsamt als zentraler Indikator der allgemeinen Arbeitsmarktsituation verstanden werden. Das Nachvollziehen arbeitsamtlicher Vorgehensweise erlaubt einen Blick auf die Entwicklung und deren Wahrnehmung aus „offizieller“ Sicht. Der Jahresbericht des steirischen Arbeitsamtes weist am Beginn der 1950er-Jahre auf die Versuche hin, Personal für die Landwirtschaft zu gewinnen, wobei auch Umschulungen angeboten und durchgeführt wurden, um dem sektoralen Mangel an Arbeitskräften Herr zu werden.<sup>16</sup> Die gleichzeitigen hohen Zahlen von Arbeitslosen in Industrie und Baugewerbe weisen deutlich den Unwillen der Bevölkerung aus, eine Tätigkeit in der Landwirtschaft zu übernehmen. Dennoch darf nicht übersehen werden, dass auch in einigen Bereichen der Wirtschaft ein realer Mangel an Arbeitskräften bestand. Das Fehlen qualifizierter „Facharbeiter“ wurde als schwerwiegendes Problem wahrgenommen.<sup>17</sup> Doch waren diese von einigen Branchen vorgetragene Klagen – im Gegensatz zur Landwirtschaft – Kennzeichen bestimmter Regionen und standen dem gleichzeitigen Mangel an Ausbildungstätigkeit sowie einem geringen Lohnniveau gegenüber. Die zunehmenden Bemühungen um eine Modernisierung der Landwirtschaft fanden ihren Widerhall auch in den Aktivitäten des Arbeitsamtes. Weniger die Ablehnung der betroffenen Menschen gegenüber einer Wiedereingliederung in den landwirtschaftlichen Sektor als vielmehr der politische Wunsch und das Bestreben nach einer Umstellung der Landwirtschaft fanden allem Anschein nach Berücksichtigung, wenn 1954 formuliert wurde: „Nicht zu übersehen ist jedoch in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass eine heute konkurrenzfähige Wirtschaftsführung von sich aus eine Strukturveränderung in der Landwirtschaft bedingt und dass anhaltende Arbeitsflucht vielleicht mehr Auswirkung als

---

<sup>15</sup> Vergleiche Kapitel „Staatliches Vergessen“.

<sup>16</sup> Vor allem Jugendliche wurden unter dem Titel „Landhilfe“ aus der Stadt an bäuerliche Betriebe vermittelt. Landesarbeitsamt Steiermark, Jahresbericht 1952. Arbeitsbeschaffungsaufgaben 1953, Graz 1953, 7. Als wichtige Aufgabe für das Jahr 1953 wurde etwa formuliert: „Maßnahmen, die dazu dienen, die Schulentlassenen aus landwirtschaftlichen Kreisen durch eine entsprechende Berufsförderung auf dem Lande zu behalten, sind gerade in der Steiermark ausschlaggebend. Die steirische Landwirtschaft hat genügend Kapazität, um den stärkeren Nachwuchs in der Landwirtschaft aufzuzugeln.“ Ebda., 15 f.



Ursache eines nicht aufzuhaltenden Entwicklungsprozesses ist“.<sup>18</sup> Zwar wurden weiterhin Vermittlungen in die Landwirtschaft vorgenommen, doch handelte es sich bei den entsprechenden Personen (deutschsprachige Flüchtlinge vornehmlich aus dem damaligen Jugoslawien, sogenannte „Volksdeutsche“ und Frauen) gewissermaßen um – als solche konstruierte – „Spezialfälle“.<sup>19</sup> Während die deutschsprachigen Vertriebenen ohne weitere Hinterfragung landwirtschaftlich vermittelt wurden, schenkte man der weiblichen Arbeitslosigkeit größere Aufmerksamkeit.<sup>20</sup> Die Notwendigkeit einer „Arbeitsgewöhnung“ wurde angenommen, Schulungen (vor allem Nähen, Hauswirtschaft, Krankenpflege) angedacht und vor allem für „länger im Unterstützungsbezug stehende“ Frauen der Einsatz bei Gartenarbeiten und Erntehilfe ins Auge gefasst, was jedoch als „vorübergehende Beschäftigungsmöglichkeit“ interpretiert wurde.

So kann grundsätzlich festgestellt werden, dass die Bemühungen der Arbeitsämter keine Fokussierung auf die Landwirtschaft beinhalteten. Vermittlungstätigkeit wurde im Sinne akuter Notwendigkeit durchgeführt. Wenn auch die zunehmende Abwanderung ehemals landwirtschaftlicher Beschäftigter als Problemfeld anerkannt wurde, stellte sie doch keinen Schwerpunkt der Aktivitäten des „Landesarbeitsamts Steiermark“ dar.

### **„Auswanderung“ als „Land-/Flucht“?<sup>21</sup>**

„Landflucht“ wie auch „Auswanderung“ stellen in ihrer Begrifflichkeit kaum mehr angewandte Konzepte dar. In der öffentlichen Diskussion durchaus noch präsent,<sup>22</sup> wird in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung größtenteils auf eine Verwendung verzichtet. Beide Begriffe symbolisieren Modelle, die in ihrer Statik und Eindimensionalität den Dynamiken von Wanderungsprozessen nicht gerecht werden. Die Vorstellung einer „Einbahnstraße“ – der einmaligen, singulären Bewegung – in Richtung „Stadt“ beziehungsweise „Ausland“ ist

---

<sup>17</sup> Kammer der Gewerblichen Wirtschaft für Steiermark, Jahresbericht 1951, Graz 1952, 93.

<sup>18</sup> Landesarbeitsamt Steiermark, Jahresbericht 1954 – Sonderaufgaben 1955, Graz 1954, 10.

<sup>19</sup> Flüchtlinge und Frauen wurden durch ihre Heraushebung und Sonderbehandlung gewissermaßen zu Problemfeldern des Arbeitsmarktes erklärt. Frauen wurde teilweise unterstellt, nicht an einer Berufstätigkeit interessiert zu sein, sondern lediglich Arbeitslosengeld beziehen zu wollen. Landesarbeitsamt Steiermark, Jahresbericht 1954 – Sonderaufgaben 1955, Graz 1955, 25.

<sup>20</sup> Die „Arbeitsbeschaffung für Frauen“ wurde unter „besondere Aufgaben für 1955“ vermerkt. Landesarbeitsamt Steiermark, Jahresbericht 1954 – Sonderaufgaben 1955, Graz 1955, 24 f.

<sup>21</sup> Teilweise wird zwischen „Landflucht“ und „Abwanderung“ unterschieden. Landflucht bedeutet demgemäß die gänzliche Abkehr von einem ländlichen Lebensumfeld, Abwanderung wiederum umreißt die berufliche Neuorientierung bei gleichzeitigem Verbleib in der gewohnten Wohnumgebung. [Stöckler, Beratungsarbeit, 96 f., insbesondere Fußnote 1] Die Zwischen- beziehungsweise Sonderstellung der steirischen Arbeitsmigrant\_innen in diesem Zusammenhang gilt es im Folgenden zu beleuchten.

<sup>22</sup> So existieren beispielsweise Real-Serien deutscher Privatsender, die unter dem Titel „Die Auswanderer“ ausgestrahlt werden. Vergleiche dazu Jan Philipp Sternberg, Auswanderungsland Bundesrepublik. Denkmuster und Debatten in Politik und Medien 1945–2010, Paderborn 2012.

widerlegt und lässt damit auch die Termini obsolet erscheinen.<sup>23</sup> Dennoch haben sie Eingang in die vorliegende Arbeit gefunden, was sich aus ihrer zeitgenössischen Dominanz in der thematischen Auseinandersetzung der 1950er-Jahre erklärt. Der Sprachgebrauch der Zeit gibt Auskunft über Denkmuster und Erklärungsansätze und trägt somit zum Verständnis der jeweiligen Phänomene bei. Tatsächlich war ab den 1950er-Jahren ein massiver Trend der Abwanderung aus ländlicher Arbeits-/Wohnumgebung gegeben. Auch Migrationen über die Landesgrenze hinaus stellen eine Realität dar, die zudem mit der „Landflucht“ in Verbindung gesetzt wurden. Die Hinterfragung dieser Muster sowie der Versuch einer Neudeutung stehen im Zentrum des folgenden Kapitels.

Während das Phänomen der Wanderung über die Österreichische Landesgrenze hinaus geradezu ignoriert beziehungsweise verdrängt wurde, erfuhr die Binnenmigration unter dem Titel der „Landflucht“ über längere Zeit hinweg große Aufmerksamkeit. Die Erwähnung mangelnder Arbeitskräfte stellte dabei das Hauptmotiv der Auseinandersetzung mit der Thematik dar. Die gesamten 1950er-Jahre hindurch kursierte das Thema „Landflucht“ in diversen Medien. Vor allem der landwirtschaftliche Sektor, der sich als Hauptbetroffener fühlte, nahm immer wieder auf die Abnahme der ländlichen Bevölkerung Bezug, wobei ein negativer Grundton vorherrschend war und die „Landflucht“ als Bedrohung verstanden wurde. Eine im Jahr 1951 getroffene Feststellung stellt eine präzise Analyse der Problematik dar: „Die Auswirkungen für die Landwirtschaft sind umso schwerer zu spüren, als wir damit den westlichen Staaten im Landarbeitermangel fast gleichgekommen, in der Betriebseinrichtung aber, die eine Umstellung auf die neue Lage erfordert, noch weit im Hintertreffen sind.“<sup>24</sup> Das Statement lässt darauf schließen, dass die grundsätzliche Notwendigkeit von Modernisierungsmaßnahmen, die Umstellung von Betriebsmodellen erkannt worden war – dennoch wurde über mehrere Jahre hinweg kontinuierlich versucht der Landflucht entgegenzuwirken, um Arbeitskräfte für die Landwirtschaft – und damit das vorherrschende, veraltete System – zu erhalten.

Das Phänomen der Landflucht setzt eine hohe ländliche Bevölkerungsdichte voraus. Im Vergleich zu vorangegangenen Jahrzehnten markierte die in den 1930er-Jahren festgestellte Zahl von beinahe 40 % landwirtschaftlich Beschäftigter bereits einen massiven Rückgang – dessen Fortgang bis in die Gegenwart andauert, seine gravierendsten Auswirkungen jedoch in den 1950er- und 60er-Jahren erlebte.<sup>25</sup> Umstrukturierungen in Landwirtschaft und sozialem

---

<sup>23</sup> Siehe dazu auch das Kapitel „Trans-Migrationen“.

<sup>24</sup> Landwirtschaftlicher Informationsdienst Jg.1952/3, 2.

<sup>25</sup> So wird in einer 1953 eingereichten Dissertation zum Thema Landflucht formuliert: „Es ist (...) in der Steiermark heute die Frage der Landflucht brennender denn je geworden.“ Roland Treschl-Lang, Die Landflucht in der Steiermark, iur. Diss., Graz 1953, 1.

Gefüge, deren gegenseitige und wechselwirksame Bedingtheiten, sind als Hauptursachen zu nennen.<sup>26</sup> Die Migrationen in die Schweiz sind unter anderem in diesen Zusammenhang einzuordnen, wobei ein komplexes Zusammenspiel verschiedenster Faktoren zum Tragen kam. Die Annahme, wonach die Menschen, die in die Schweiz migrierten, einem allgemeinen Trend zur Landflucht folgten, gilt es jedoch zu hinterfragen. Viele Aspekte weisen auf eine lediglich bedingte Gültigkeit des Konzeptes hin.

Wie bereits angedeutet und an späterer Stelle<sup>27</sup> noch breiter auszuführen, fand eine offizielle, politisch-mediale Auseinandersetzung mit der Migrationsbewegung in die Schweiz – wie grundsätzlich mit der Mehrheit der Migrationen aus/nach Österreich – nicht statt. Die rechtlichen Bestimmungen verorteten die Verantwortlichkeit einer Reglementierung in erster Linie bei den Arbeitsämtern. Diese verfügten über die Möglichkeit Arbeitskräfte ins Ausland zu vermitteln und hätten somit theoretisch eine Lenkung der Migrationsströme vornehmen können. In der Praxis kam es nur in bedingtem Ausmaß zu einer Nutzung dieser Wanderungs-Schiene. Vonseiten des Arbeitsamtes ist eine gewisse Unsicherheit in der Handhabung der Vermittlungstätigkeit spürbar. Einerseits hätte die starke Nachfrage aus der Schweiz helfen können, den Arbeitsmarkt zu entlasten. Gerade die Gruppe der weiblichen Arbeitssuchenden, deren Handhabung als besonders schwierig eingeschätzt wurde, hätte durch eine Zusammenarbeit mit Schweizer Arbeitgeber\_innen rasch verringert werden können.<sup>28</sup> Doch scheint eine Scheu davor bestanden zu haben, Arbeitskräfte ins Ausland abzugeben, zumal auch die Argumentation dieser Vorgehensweise schwer gefallen wäre: wurden doch gerade Hilfskräfte im Bereich der Landwirtschaft und des Hauswesens zu Beginn der 1950er-Jahre in Österreich und der Steiermark händeringend gesucht. Trotzdem kam es zu Vermittlungen, die sich von 589 Personen im Jahr 1952<sup>29</sup> über eine Zahl von 720 Menschen 1953<sup>30</sup> auf 782 im Jahr 1954<sup>31</sup> steigerte. Eine breitenwirksame Bewerbung der Arbeitsmigration in die Schweiz scheint aber zu keinem Zeitpunkt stattgefunden zu haben.<sup>32</sup> Das Arbeitsamt fand als

---

<sup>26</sup> Der teilweise gebrauchte Erklärungsansatz, wonach ein erhöhter Bedarf an industriellen Arbeitskräften eine Abwanderung bäuerlicher Bevölkerung bewirkt habe [siehe beispielsweise Stöckler, Beratungsarbeit, 74] kann als lediglich bedingt richtig eingestuft werden. Zwar stellte die „Fabrik“ tatsächlich einen Anziehungspunkt – insbesondere auch für Frauen – dar, doch verweisen gerade in den 1950er-Jahren die hohen Arbeitslosenzahlen darauf, dass ein direkter „Austausch“ von der Landwirtschaft zur Industrie nicht stattgefunden haben kann. Vergleiche dazu Ute Sonnleitner, Weibliche steirische Arbeitsmigration in die Schweiz während der Nachkriegszeit, in: *Zeitschichte*, 38. Jg./5, 2011, 297–317, 303.

<sup>27</sup> Siehe Kapitel „Staatliches Vergessen“.

<sup>28</sup> Eine derartige Lösung des Problems „Frauenarbeitslosigkeit“ wurde nur einmal in einem Nebensatz des Arbeitsamt-Jahresberichtes 1952 angedeutet (geschrieben 1953 zum Höhepunkt der Arbeitslosigkeit), kam jedoch allem Anschein nach nicht zur Umsetzung. Arbeitsamt Jahresbericht 1952, 13.

<sup>29</sup> Landesarbeitsamt Steiermark, Jahresbericht 1952, Graz 1953, 4.

<sup>30</sup> Landesarbeitsamt Steiermark, Jahresbericht 1953, Graz 1954, 6.

<sup>31</sup> Landesarbeitsamt Steiermark, Jahresbericht 1954, Graz 1955, 12.

<sup>32</sup> Im Gegensatz zu den Migrationen nach Großbritannien oder auch Übersee – der Unterschied bestand in der aktiven Anwerbepolitik der Aufnahmeländer, die für eine verstärkte Bekanntheit der Migrationsmöglichkeiten

Vermittlungsinstanz lediglich in einem Interview<sup>33</sup> Erwähnung, wurde von den Interviewpartner\_innen auch nicht als Akteur wahrgenommen. Inserate und persönliche Kontakte stellten die gängige Variante der Kontaktaufnahme mit zukünftigen Arbeitgeber\_innen in der Schweiz dar. Dementsprechend erlauben die Zahlenangaben der vorgenommenen Auslandsvermittlungen interessante Rückschlüsse auf den großen Umfang des Phänomens „Arbeitsmigration in die Schweiz“. So kann festgehalten werden, dass die staatliche Vermittlungstätigkeit von Arbeitskräften in die Schweiz nur einen Teil der tatsächlichen Migrationen umfasste und stets von großer Ambivalenz getragen war.<sup>34</sup>

In Zusammenhang mit der Landflucht wurde auch vonseiten bäuerlicher Interessenvertretung die Wanderungsbewegung in die Schweiz wahrgenommen. Obwohl eine Einschätzung des Phänomens als „Massenbewegung“ erfolgte, kam es dennoch nicht zu einer ausgedehnten Auseinandersetzung mit der Thematik. Innerhalb von fünf Jahren wurde die Arbeitsmigration in die Schweiz im „Informationsdienst“, der das offizielle Organ der Landwirtschaftskammer bildete und als „das“ bäuerliche Informationsblatt jener Jahre zu verstehen ist, lediglich zwei Mal dezidiert erwähnt.<sup>35</sup> Die Thematik der arbeitsmigrierenden Bevölkerung wurde somit auch im Bereich der Landwirtschaft, die über Arbeitskräftemangel klagte und nach rein objektiven Kriterien als Alternative zur Arbeitsmigration in die Schweiz fungieren hätte können, nicht in breitem Ausmaß besprochen.<sup>36</sup> Zwar existieren die erwähnten Hinweise im „Informationsdienst“, eine offene Auseinandersetzung mit der Thematik fand jedoch nicht statt. In den diversen Tätigkeitsberichten der Landwirtschaftskammer blieb jegliche Erwähnung des Phänomens der Migrationen aus. Lediglich die Tatsache der Verschickung von Zeitschriften der steirischen Landjugend über die österreichischen Landesgrenzen hinweg liefert Anhaltspunkte für eine größere Zahl sich im Ausland befindlicher landwirtschaftlicher Arbeitskräfte.<sup>37</sup> Eine gewisse Hilflosigkeit im Umgang mit den Wanderungsbestrebungen ist spürbar. Gleichzeitig wurden die Zeichen der Zeit durchaus richtig interpretiert, wenn etwa Jugendlichen die Möglichkeit geboten wurde, Auslandspraktika zu absolvieren. 1951 ist ein Praktikantenaustausch mit der Schweiz dokumentiert. 24 Praktikanten wurden vermittelt.<sup>38</sup>

---

eintraten. Vergleiche Isabel Schropper, *Austrian Female Migration to Britain. Documenting the „forgotten“ Migrants to post-war Britain*, Phil Diss., London 2010.

<sup>33</sup> Interview Frau H. – „Haustochter gesucht“.

<sup>34</sup> Vergleiche dazu auch Pröll, *Österreichische Arbeitnehmer*.

<sup>35</sup> Landeskammer für Land- und Forstwirtschaft Steiermark, Informationsdienst, Jg. 1951/10, 7; Landeskammer für Land- und Forstwirtschaft Steiermark, Informationsdienst, Jg. 1956/7, 144.

<sup>36</sup> Vergleiche Klagen über Landflucht/Landarbeitermangel: Landeskammer für Land- und Forstwirtschaft Steiermark, Informationsdienst, Jg. 1951/14, 10; Landeskammer für Land- und Forstwirtschaft Steiermark, Informationsdienst, Jg. 1953/2, 7.

<sup>37</sup> Landeskammer für Land- und Forstwirtschaft in Steiermark, Tätigkeitsbericht: Zahlen und Fakten zur steirischen Land- und Forstwirtschaft 1050/51, Graz 1951, 196.

<sup>38</sup> Landeskammer Land/Forstwirtschaft, Tätigkeitsbericht 1950/51, 198.

Allem Anschein nach wurde der Versuch unternommen, dem – jugendlichen – Wunsch, Neues kennenzulernen, entgegenzukommen. Derartige Aktionen konnten jedoch, allein in Hinblick auf ihren zahlenmäßig sehr bescheidenen Umfang, zu keinem Zeitpunkt eine realistische Alternative zu der Arbeitsmigration in die Schweiz darstellen. Das Innovationspotenzial, das Auslandsaufenthalte, insbesondere auch in der landwirtschaftlich bereits sehr viel weiter entwickelten Schweiz, bieten hätte können, wurde kaum genutzt. – Weshalb auch aus wirtschaftlicher Sicht die mangelnde Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Wanderungen überrascht. Ähnliches ist auch in anderen Sparten zu beobachten: So wurde vonseiten der steirischen Wirtschaft immer wieder eine Konzentration auf den Tourismus als innovative und zukunftssträchtige Sparte betont.<sup>39</sup> In den Jahresberichten der steirischen Wirtschaftskammer wurde wiederholt auf die Notwendigkeit einer fundierten Ausbildung für Beschäftigte im Tourismussektor hingewiesen. Das Potenzial einer Vielzahl junger Arbeitskräfte, die in der Schweiz im Tourismusbereich tätig gewesen war und über Know-how in verschiedensten Bereichen der Gastronomie und Hotellerie verfügte, wurde jedoch nicht wahrgenommen beziehungsweise ignoriert. Der Interviewpartner Leonhart R., der eine Hotelfachschule in Österreich absolvierte und sowohl in der Schweiz als auch später in Österreich in der Hotellerie tätig war, konzidierte den österreichischen, insbesondere aber den steirischen Gastronom\_innen starken Konservativismus und mangelnde Innovationsfreude.<sup>40</sup> Es sei nahezu unmöglich gewesen, neue Ansätze zur Umsetzung zu bringen, wurde von ihm bedauernd festgestellt. Herr R. hätte gerne sein in der Schweiz gewonnenes Wissen in der Steiermark umgesetzt, was ihm jedoch verunmöglicht wurde. So entsteht insgesamt das Bild relativ unflexibler land/wirtschaftlicher und politischer Gegebenheiten. Durch das schlichte Ignorieren der Arbeitsmigration in die Schweiz beraubte man sich der Möglichkeiten und Chancen, die eine Thematisierung der arbeitsmigratorischen Bewegung und eine gezielte Auseinandersetzung geboten hätte. Die fehlende Bereitschaft, sich der Thematik „Migration“ zu stellen, kann ebenso wie der Mangel an Anerkennung des Potenzials migratorischer Arbeitskräfte als Konstante österreichischer Politik verstanden werden.

Die Beschreibung der Nachkriegssteiermark, wie sie auf Basis bestehender Forschungsliteratur sowie zeitgenössischer Publikationen land-/wirtschaftlicher Interessensvertretungen erfolgte, steht in Übereinstimmung mit den Erzählungen der Arbeitsmigrant\_innen. Deren Wahrnehmungen waren in erster Linie durch den Zweiten

---

<sup>39</sup> Kammer der gewerblichen Wirtschaft für Steiermark, Jahresbericht 1952, Graz 1953.

<sup>40</sup> Interview Leonhart R. – vergleiche auch Abschnitt „Biografien“ weiter unten.

Weltkrieg und die folgenden schwierigen Jahre bestimmt. Bedingt durch Krieg und Armut präsentierten sich die Möglichkeiten von Schulbildung und beruflicher Ausbildung als äußerst eingeschränkt, vielfach mussten Berufsträume zugunsten eines raschen Eintritts in das Erwerbsleben aufgegeben werden. Der Notwendigkeit des Geldverdienens stand das durchwegs geringe Lohnniveau gegenüber, selbst diejenigen, die zu Fachkräften ausgebildet worden waren, beklagten eine schlechte Bezahlung beziehungsweise die Schwierigkeiten, adäquate Arbeitsplätze zu finden. Hinzu kam die vorherrschende schwierige soziale Lage, die in allgemeinen Versorgungseinschränkungen, sowohl was Nahrungsmittel, aber auch Wohnraum und Konsumgüter betraf, ihren augenfälligsten Ausdruck fand.

Die spezifische Situation der Nachkriegszeit bildete die Folie, vor deren Hintergrund sich die steirisch/österreichischen Migrationen entfalteten. Der Einfluss des Zweiten Weltkriegs ist dabei in weit umfassenderer Form als in jener der bereits angesprochenen wirtschaftlichen „Nachwehen“ mitzudenken. Für viele Bewohner\_innen insbesondere ländlicher Regionen wurden Auswirkungen des Krieges erst unmittelbar vor Ende des Krieges beziehungsweise in den Folgejahren bemerkbar.<sup>41</sup> Die angespannte Versorgungslage (Lebensmittel, Heizmaterial, Kleidung) mit ihren katastrophalen Auswirkungen im städtischen Bereich wurde in der allgemeinen Perspektivenlosigkeit im gesamten Land spürbar. Besatzung und damit verbundene, durch Zonengrenzen bedingte, Kleinräumigkeit trugen dazu bei Krisenstimmungen zu befördern. Gerade die frühen Migrationen der 1940er-Jahre sind daher auch unter dem Aspekt der Flucht zu verstehen. Bedrohungsszenarien entsprangen dabei weniger realen Gefahrensituationen als vielmehr den Befindlichkeiten angespannter und erschütterter kollektiver Emotionen.<sup>42</sup>

Die kursierenden Schweiz-Gerüchte trafen somit auf sehr fruchtbaren Boden. Das Schlaraffenland Schweiz erschien vielen als Traumziel, stellte eine realistische Möglichkeit dar, rasch und relativ unkompliziert eine Veränderung der gegenwärtigen Lage herbeizuführen. Das Angebot Arbeit in einem zumeist nichtqualifizierten Tätigkeitsfeld, zu vergleichsweise sehr guten Lohnkonditionen zu erhalten, bedeutete eine Chance, die genutzt wurde. Insbesondere Menschen, die in der Steiermark lediglich in sozial schlecht bewerteten

---

<sup>41</sup> Zahlreiche Erzählungen ländlich-bäuerlicher Bevölkerung weisen darauf hin, dass die Kriegsjahre nahezu spurlos vorübergegangen waren. Die Versorgung mit Lebensmitteln war sichergestellt, Kriegshandlungen fanden in der „Provinz“ nicht statt. Vor allem in der südlichen Steiermark war es in den letzten Kriegsmonaten aber sehr wohl zu intensiven Kampfhandlungen gekommen. Reale Übergriffe und durch Propaganda beförderte massive Ängste (vor Russen und/oder Partisanen) führten zu einer starken Verankerung dieser Erfahrungen im kollektiven Gedächtnis.

<sup>42</sup> Die Schwierigkeiten der Ernährungslage, mit denen Bewohner\_innen von Städten zu kämpfen hatten, sollen an dieser Stelle keineswegs unterbewertet werden. Gerade für sie waren reale existenzielle Sorgen äußerst präsent. Die, oftmals mit der Mutter unternommenen, Hamsterfahrten in ländliche Regionen wurden in verschiedenen lebensgeschichtlichen Interviews mit Steirerinnen erwähnt. Vergleiche beispielsweise Projekt „Frauenalltag in Bruck an der Mur“ – Interviews im Besitz der Verfasserin.

Bereichen des Arbeitsmarktes Beschäftigung gefunden hätten, verstanden die Arbeitsangebote aus der Schweiz als perfekte Gelegenheit, ihre Lebenssituation zu verbessern. Dabei gilt es nochmals zu betonen, dass die gute Bezahlung tatsächlich lediglich einen Aspekt der Entscheidung darstellte. Es war die Traumdestination Schweiz, die enorme Anziehungskraft ausübte, und die in erster Linie von emotionaler Wirksamkeit zeugt. Auch in Tirol und Vorarlberg wurde der Versuch unternommen, Arbeitskräfte mittels besserer Bezahlung „zu locken“. Zwar bewog das enorme West-Ost-Gefälle in der Bezahlung auch zahlreiche Bewohner\_innen der östlichen Bundesländer nach Westösterreich zu gehen<sup>43</sup>, die Anziehungskraft des „Auslandes“ war jedoch auf einer emotionalen Ebene äußerst stark ausgeprägt. Die Bedeutung von Gefühlen – etwa in der positiven Zuschreibung zu bestimmten Regionen – ist daher in der Migrationsforschung stets als relevante Größe mitzudenken.<sup>44</sup>

Ein Bericht des „Informationsdienstes“ der Landwirtschaftskammer aus dem Jahr 1951 gibt detaillierte Auskunft über die Herkunftsgebiete der steirischen Arbeitsmigrant\_innen dieses Jahres und stellt in diesem Zusammenhang eine wertvolle Quelle dar.<sup>45</sup> Die süd- und oststeirischen Bezirke Feldbach, Hartberg, Radkersburg, Weiz, insbesondere aber Leibnitz wiesen eine vergleichsweise hohe Zahl an Migrationswilligen auf.<sup>46</sup> Die starke agrarische Prägung und die infrastrukturelle Rückständigkeit der betroffenen Regionen sind augenfällig und die generierten Daten scheinen die These einer Verbindung von „Landflucht“ und Schweiz-Migration zu bestätigen.

Die Mehrzahl der steirischen ArbeitsmigrantInnen stammte aus strukturschwachen Regionen, Gebiete der südlichen Steiermark haben in besonderem Maße Ausgangspunkte in die Schweiz dargestellt. Überlegungen, wonach die Wanderungen einen weiteren Faktor der „Landflucht“ darstellten, würden dabei jedoch eindeutig zu kurz greifen beziehungsweise das „klassische“ Erklärungsmodell sprengen. Darin wurde – in starker Übereinstimmung zu push and pull-

---

<sup>43</sup> Eine Thematisierung fand ebenfalls in Bezug auf die „Landflucht“ statt. Die Bezahlung landwirtschaftlicher Kräfte müsse österreichweit auf dasselbe Niveau gebracht werden, wurde argumentiert. In Kärnten, Niederösterreich, dem Burgenland und der Steiermark seien die Löhne besonders nieder, weshalb „bereits ein Abwandern landwirtschaftlicher Arbeitskräfte nach den westlichen Bundesländern einsetzt.“ Landflucht – nicht zuletzt Frage der Entlohnung, in: Kleine Zeitung, 8. Juli 1951, Nr. 154.

<sup>44</sup> Maruska Svasek (Hg.), *Moving Subjects, Moving Objects*. Transnationalism, Cultural Production and Emotions, 2012.

<sup>45</sup> Die „sich häufenden“ Berichte über Migrationen von „bäuerlichen Dienstnehmern und Familienangehörigen beiderlei Geschlechts“ in die Schweiz hatten die Steirische Landwirtschaftskammer dazu bewogen, eine steiermarkweite Erhebung durchzuführen. Getrennt nach Bezirkshauptmannschaften wurde die Ausstellung von Reisepässen für die Schweiz aufgelistet. Landeskammer für Land- und Forstwirtschaft Steiermark, Informationsdienst, Jg 1951/10, S. 7.

<sup>46</sup> Ebda.: Die Statistik wies folgende Zahlen auf: Bruck/Mur (35), Leoben (62), Knittelfeld (5), Judenburg (29), Murau (19), Liezen (1), Mürzzuschlag (1), Graz (85), Leibnitz (281), Feldbach (115), Hartberg (135), Fürstenfeld (27), Radkersburg (100), Weiz (150), Deutschlandsberg (30), Voitsberg (30).

Ansätzen der Migrationsforschung<sup>47</sup> – in erster Linie die Anziehungskraft von Städten betont.<sup>48</sup> Deren Attraktivitäten lagen in erster Linie in einem veränderten Sozialgefüge sowie dem Zugang zu „modernen“ Berufen begründet. In einem umgekehrten Blickwinkel wurden durch das Fehlen der städtischen Vorzüge die Mängel des „Landes“ erklärt. Bereits ein erster Blick auf Migrationsverläufe verweist auf die offenkundigen Schwierigkeiten dieses Ansatzes. Denn einerseits stammte nur ein Teil der Arbeitsmigrant\_innen aus einem „bäuerlichen“ Umfeld oder hatte in der Landwirtschaft gearbeitet. Andererseits waren es gerade nicht die als „landflüchtige“ Wunschvorstellungen formulierten Arbeiter\_innen- und Angestelltenposten, die von Migrant\_innen in der Schweiz ausgeübt wurden. Vielmehr waren österreichische Arbeitsmigrant\_innen in genau jenen Sparten des Landwirtschafts- und Dienstleistungssektors anzutreffen, die als „Landflucht-Auslöser“ definiert worden waren.<sup>49</sup> Auch die Verortung der Steirer\_innen in der Schweiz zeigt auf, dass keineswegs nur (Groß-)Städte als Ziele fungierten. Vielmehr waren es vielfach kleine Orte, ländliche Gemeinden, die zwischenzeitliche Endpunkte beziehungsweise Stationen der Arbeitsmigration bildeten. Zum einen dürften viele der Migrierenden keinerlei Planung ihrer räumlichen/geografischen Situierung vorgenommen haben, als sich ihnen die Gelegenheit zur Migration bot.<sup>50</sup> Zum anderen stand zumeist eine Verbesserung der sozialen Situation im Zentrum der Überlegungen.<sup>51</sup> Die Schweiz war dabei Traumland und „Erfüllungsgehilfe“, sie schien ein ideales Angebot von Möglichkeiten zur Verfügung zu stellen. In der Wahrnehmung der Migrierenden galt es lediglich, die Angebote zu erkennen und umzusetzen.

Die Migrationsbewegung der 1940er- und 50er-Jahre in die Schweiz ist somit in erster Linie unter dem Aspekt der Chancenwahrnehmung zu verstehen. Denn es war nicht die dauerhafte Ortsveränderung, das Verlassen des „Ländlichen“, das als Wunschziel der Migrant\_innen fungierte. Vielmehr wurde die Chance einer situativen Verbesserung wahrgenommen. In keiner der im Projektzusammenhang dokumentierten Lebensgeschichten war mit dem Aufbruch in die Schweiz ein konkreter Plan verbunden. Geld zu verdienen und etwas Neues

---

<sup>47</sup> Vergleiche dazu: Dirk Hoerder/Jan Lucassen/Leo Lucassen, Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung, in: Klaus J. Bade/Pieter C. Emmer/Leo Lucassen/Jochen Oltmer (Hg.), Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, 28–53.

<sup>48</sup> Ebda.: Städte stellen in einem globalen und historischen Vergleich die Hauptanziehungspunkt von Migrationen dar.

<sup>49</sup> Zur historischen Kontextualisierung der von steirischen Arbeitsmigrant\_innen ausgeübten Berufe siehe weiter unten.

<sup>50</sup> Den meisten fehlten schlichtweg die Kenntnisse – kaum ein/e Interviewpartner\_in verfügte im Vorfeld der Reise über Informationen zur Schweiz. Siehe dazu Kapitel „Entschluss“.

<sup>51</sup> Das Schweizer „Schlaraffenland“ war wohl nicht in erster Linie auf das Land fokussiert. Gerade aber in Zusammenhang mit den vorangegangenen Kriegserfahrungen, der zumeist um ein Vielfaches besseren Lebensmittelversorgung ländlicher Regionen können derartige Verknüpfungen und Interpretationen nicht von der Hand gewiesen werden. Es können zudem durchaus auch Idealvorstellungen des „Ländlichen“ geprägt durch eine „ursprüngliche, natürliche Ordnung“ angenommen werden. Siehe dazu Analyse Gespräch Uwe B., sowie Karl L.



kennenzulernen, standen im Mittelpunkt der Überlegungen. Die Aufenthaltsdauer oder der Zeitpunkt der Rückkehr standen im Vorfeld der Reise nicht fest und wurden auch im Verlauf des Auslandsaufenthaltes kaum thematisiert. Dennoch wurde die endgültige Heimreise in die Herkunftsregion – in der Erinnerung der Betroffenen – als eine unvermeidbare Entwicklung präsentiert.<sup>52</sup> Diese erfolgte, wie auch der Aufbruch, oftmals sehr spontan und wiederum aufgrund von Angeboten, die zu ergreifen lohnend erschien. Der Versuch, eine Charakterisierung der Wanderungen vorzunehmen, muss sich an den Erfahrungen der Betroffenen Migrierenden orientieren. Deren Vorgehen beruhte darauf, Möglichkeiten zu ergreifen und solcherart die eigene Lebenssituation zu verbessern. Mag es auch paradox erscheinen, kann dennoch die Arbeitsmigration in die Schweiz als Gegenteil zur „Landflucht“ interpretiert werden. Der Arbeitsaufenthalt in der Schweiz stellte die Voraussetzung dar, schwierige Zeiten zu überbrücken. Angebote wurden pragmatisch wahrgenommen und bestmöglich zu nutzen versucht. Die Entscheidung zu einer dauerhaften Veränderung musste nicht gefällt werden.

### 3.) Schweiz

„Mit seinen intakten Produktionsanlagen inmitten eines verwüsteten Europa erlebte die Schweizer Industrie nach dem Zweiten Weltkrieg eine außergewöhnlich lange Phase ökonomischen Aufschwungs. Er hielt, von einigen kleineren konjunkturellen Einbrüchen abgesehen, bis 1974 an und brachte tiefgreifende Veränderungen der Sozialstrukturen des Landes mit sich.“<sup>53</sup> Das Zitat aus einem Artikel zur Schweiz und ihrer Migrationsgeschichte stellt eine treffende Beschreibung der Situation des Landes dar und liefert gleichzeitig entscheidende Erklärungsansätze für die starke – italienisch-deutsch-französisch-österreichische – Migrationsbewegung des genannten Zeitraumes. Die vordergründige Aussage, wonach der Industrieboom zur Anziehung ausländischer Arbeitskräfte geführt hätte, stellt dabei nur einen Teilaspekt dar. Tatsächlich wurden in der Industrie günstige Arbeitskräfte benötigt und ausländische Arbeitskräfte stellten ein verfügbares Reservoir dar, vor allem auch, da die Schweizer Lohnverhältnisse in Relation sehr hoch waren.<sup>54</sup> Gleichzeitig gilt es zu bedenken, dass insbesondere deutsche und österreichische Frauen –

---

<sup>52</sup> Dass es sich dabei tatsächlich um eine Erinnerungsprojektion handelt, beweist die Tatsache der zahlreichen in der Schweiz verbliebenen Österreicher\_innen. Deren Migrationskonzepte hatten sich keienswegs von jenen der Rückkehrer\_innen unterschieden. Vergleiche dazu auch die Interviews der beiden in der Schweiz verbliebenen Damen. Kapitel „Biografien“ im Text weiter unten.

<sup>53</sup> Marc Vuilleumier, Schweiz, in: Bade/Emmer/Lucassen/Oltmer, Enzyklopädie, 189–204, 200.

aber auch die migrierenden Männer – gerade nicht in den industriellen Sektoren Beschäftigung fanden, vielmehr hauptsächlich in „klassischen“ Dienstleistungsverhältnissen angestellt waren. Eine Erklärung hierfür ist in erster Linie in dem – im obenstehenden Zitat nicht näher definierten – „sozialen Strukturwandel“ zu finden. Dieser ist zu einem Gutteil auch an der veränderten Anteilnahme von Frauen an außerhäuslicher Erwerbsarbeit sowie der Übernahme neuer Beschäftigungszweige festzumachen. Die verstärkte Berufstätigkeit von Schweizerinnen und deren gleichzeitige Abkehr von bestimmten Erwerbsfeldern führten zu einem starken zusätzlichen Bedarf an Arbeitskraft. Österreichische (ausländische) Arbeitskräfte übernahmen jene Aufgaben, die „Schweizer Frauen nicht mehr machen“ wollten.<sup>55</sup>

Auch die Migration der – österreichischen – Männer in die Schweiz ist vielfach nur im Umfeld gesellschaftlicher Veränderungen erklär- und verstehbar, wobei in diesem Zusammenhang weniger von einer sektoralen Verschiebung als vielmehr von einer Hierarchisierung auszugehen ist. Die Männer arbeiteten im selben Arbeitsbereich wie auch Schweizer Kollegen, waren aber – wenigstens zu Beginn ihrer Beschäftigung – als reine Hilfskräfte tätig. Die wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen der österreichischen Migration aus „Schweizer Sicht“ werden im Sinne einer historischen Einordnung an späterer Stelle näher ausgeführt.<sup>56</sup> Grundsätzlich gilt es festzuhalten dass die Schweiz bereits seit dem 19. Jahrhundert eine starke Tradition als „Einwanderungsland“ aufwies.<sup>57</sup> Noch in den 1970er-Jahren wurde eine schweizerische „liberale Großzügigkeit“ in Fragen der Zuwanderungspolitik konstatiert.<sup>58</sup> Die bereits zu diesem Zeitpunkt bestehende starke gesetzliche Reglementierung wurde ebenso wohlweislich ignoriert, wie auch zu diesem Zeitpunkt aufkommende Initiativen zu einer Verminderung des „Ausländerbestandes“ nicht hinterfragt wurden.<sup>59</sup> Grundsätzlich war der Umgang mit ausländischen Arbeitskräften beziehungsweise deren Wahrnehmung äußerst ambivalent. So war das Bewusstsein durchaus präsent, die Nicht-Schweizer dringend zur Arbeit zu benötigen, ohne deren Leistungen nur schwerlich über die Runden zu kommen. Gleichzeitig existierte eine beständige Angst vor „Überfremdung“.<sup>60</sup> Diese war seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert in mehr oder weniger

---

<sup>54</sup> Pröll, Österreichische Arbeitnehmer.

<sup>55</sup> Dies wurde den Frauen auch unverblümt mitgeteilt. Vergleiche Pretenthaler-Ziegerhofer/Schmidlechner/Sonnleitner, Haustochter gesucht; Regula Bochsler/Sabine Gisiger, Städtische Hausangestellte in der deutschsprachigen Schweiz des 20. Jahrhunderts, Zürich 1989.

<sup>56</sup> Siehe Kapitel „Historische Kontextualisierung“

<sup>57</sup> Vuilleumier, Schweiz.

<sup>58</sup> Werner Nigg, Schweiz. Land – Volk – Wirtschaft in Stichworten, Wien 1975, 39, 45

<sup>59</sup> Ebda.

<sup>60</sup> Gianni D’Amato, Historische und soziologische Übersicht über die Migration in der Schweiz, in: Schweizerisches Jahrbuch für Entwicklungspolitik [Online], Band 27, Nr. 2/2008, Online erschienen am 31. Mai 2010, <http://sjep.revues.org/340>, abgerufen am 9. 5. 2011, S. 3.

ausgeprägter Form stets gegenwärtig und äußerte sich sowohl auf gesellschaftlicher Ebene wie auch, in der Form gesetzlicher Reglementierung, im politischen Bereich.<sup>61</sup> Eine entscheidende Zäsur stellte jedoch in jedem Fall der Erste Weltkrieg dar. Schon während des Kriegsverlaufes wurden die Einreisebestimmungen deutlich verschärft beziehungsweise nunmehr staatlicher Kontrolle unterstellt, wobei die „Vergabe einer Einreiseerlaubnis an wirtschaftliche und politische Interessen des Landes“ geknüpft wurde.<sup>62</sup> Die wirtschaftlich immer wieder schwierige Lage der Zwischenkriegsjahre bewirkte eine endgültige Verfestigung der ablehnenden Grundhaltung, die ausländischen Arbeitskräften entgegengebracht wurde. Eine besondere Stellung nahm dabei die Zuwanderung von Frauen ein. Der enorme Bedarf an Hilfskräften in hauswirtschaftlichen Bereichen führte in den 1920er- und 30er-Jahren ebenso wie nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer starken Nachfrage, die selbst unter Heranziehung ausländischer Kräfte nur schwer gedeckt werden konnte.<sup>63</sup> Die Schweizer Arbeitgeber\_innen gerieten solcherart in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis, das kombiniert mit dem, im beruflichen Tätigkeitsfeld Haushalt oftmals gegebenen, Konfliktpotenzial<sup>64</sup> zu großen Bedenken gegenüber der Anstellung von Ausländer\_innen führte und Ängste hervorbrachte.<sup>65</sup> Bereits in den 1920er-Jahren wurden spezielle Regelungen geschaffen, die für Dienstmädchen lediglich die Möglichkeit eines zweijährigen Aufenthaltes in der Schweiz vorsahen<sup>66</sup> und damit in gewisser Weise die Bestimmungen des „Bundesgesetzes über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer“ (ANAG)<sup>67</sup> vorwegnahmen. Das ANAG, 1934 in Kraft gesetzt, regelte Einreise- und Aufenthaltsbestimmungen der Schweiz bis in die jüngste

---

<sup>61</sup> Ende des 19. Jahrhunderts war eine erste massive Welle „ausländerfeindlicher“ Aktionen, die sich in erster Linie gegen die italienischen Arbeitskräfte richtete, bemerkbar. Vor allem vonseiten der Arbeiterschaft getragen wurde den Italienern mangelnde Eingliederung (beispielsweise in Aktivitäten nach der Arbeit) vorgeworfen und deren geringer Bildungsstandard beklagt. In Bern und Zürich kam es zu regelrechten Aufständen und „Italiener-Verfolgungen“. Vuilleumier, Schweiz, 198.

<sup>62</sup> Ebda., 199.

<sup>63</sup> Die Anstellung ausländischer Dienstmädchen – vor allem aus dem süddeutschen Raum – weist eine lange Tradition auf, bereits in den 1830er-Jahren wies bis zu einem Viertel der weiblichen Dienstboten Zürichs ausländische Herkunft auf. Bochsler/Gisiger, Städtische Hausangestellte, 376 f.

<sup>64</sup> Spannungen erwachsen in erster Linie aus der großen sozialen Nähe, die durch die Zusammenarbeit (teilweise dem Zusammenleben) von Arbeitgeber\_in/Arbeitnehmerin im privaten Umfeld gegeben war. Zur näheren Bestimmung der Sonderstellung des Haushaltes als Arbeitsplatz siehe Kapitel „Historische Kontextualisierung“.

<sup>65</sup> Insbesondere eine befürchtete Einflussnahme der ausländischen Frauen auf die von ihnen in den Familien betreuten und beaufsichtigten Kinder wurde thematisiert. Bochsler/Gisiger, Städtische Hausangestellte, 383–385, 399.

<sup>66</sup> Zudem war mit der zweijährigen Aufenthaltsbewilligung die Auflage eines strikten Berufswechselverbotes verbunden. Ein Zuwiderhandeln hätte die sofortige Ausweisung nach sich gezogen. Ebda., 380.

<sup>67</sup> Das Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer (ANAG) wurde 1931 per Verfassungsänderung verabschiedet und gelangte 1934 zur Geltung. Pretenthaler-Ziegerhofer/Schmidlechner/Sonnleitner, Haustochter gesucht, 25; vergleiche auch: Heidi Armbruster, Der rechtliche Rahmen. Einwanderungsbestimmungen einiger Zielländer österreichischer Nachkriegsmigration, in: Horvath/Neyer, Auswanderung, 323–360; sowie Pröll, Österreichische Arbeitnehmer, 435 f.

Vergangenheit.<sup>68</sup> Mit dem Gesetz sollte ein System des Arbeitskräfteaustausches je nach Bedarf etabliert werden. Das ANAG nahm gleichsam das Konzept der „Gastarbeiter“-Anwerbung vorweg beziehungsweise stellte in der Schweiz deren frühe rechtliche Grundlage dar. Der Schweiz wird in der „Gastarbeiterpolitik“ eine „Initiatorenrolle“ zugeschrieben.<sup>69</sup> Die 26 Artikel des ANAG definierten unter anderem verschiedene Statusformen des Aufenthaltes. Für Ausländer\_innen in der Schweiz bestanden demnach grundsätzlich fünf verschiedene Rechtsformen eines – legalen – Aufenthaltes: Niedergelassene<sup>70</sup>, Aufenthaltler<sup>71</sup>, Saisonarbeiter<sup>72</sup> und Grenzgänger<sup>73</sup> sowie Asylwerber<sup>74</sup>. Um dauerhafte Niederlassungen nach Möglichkeit zu verhindern beziehungsweise zu erschweren, wurden restriktive Bestimmungen eingeführt.<sup>75</sup> Die in Wellen beständig wiederkehrende Überfremdungsdebatte trug dazu bei, dass lange Zeit in der offiziellen Sprachregelung am Rotationsprinzip festgehalten wurde und eine Auseinandersetzung mit Integration nicht stattfand. In dem 2008 das ANAG ablösenden „Ausländergesetz“ (AuG) fand in logischer Konsequenz Integration zwar Erwähnung, wurde jedoch als reine migrantische „Bringschuld“ definiert. Wirtschaftliche Interessen wiederum standen nach wie vor an erster Stelle der Überlegungen.<sup>76</sup>

Die Frauen und Männer aus der Steiermark waren in einer Blütezeit der Anwendung des Rotationsprinzips in die Schweiz gekommen. Sie verfügten in der Regel über den Status der Aufenthaltler, suchten also in regelmäßigen Abständen um Verlängerung ihrer Aufenthaltsbewilligungen an oder waren als Saisonarbeiter angestellt und „pausierten“ nach

---

<sup>68</sup> Das ANAG war bis 2007 gültig. Jana Häberlein, Von Ehehäfen und Ausschaffungsflügen: (Persistente) Geschlechternormen und normalisierende Regulationen im neuen Schweizer Ausländergesetz, in: Migration–Mobilität–Geschlecht (= Freiburger Geschlechter Studien 25), Leverkusen/Opladen 2011, 193–210, 197.

<sup>69</sup> Armbruster, Rahmen, 341.

<sup>70</sup> Niedergelassene verfügten 10 beziehungsweise 5 Jahre hinweg über einen durchgehenden Aufenthalt in der Schweiz. Sie hatten mit Ausnahme der Möglichkeit einer politischen Partizipation dieselben Rechte wie Schweizer. Nach 10 Jahren bestand zudem erstmals die Chance, den Antrag auf Einbürgerung zu stellen. Pretenthaler-Zigerhofer/Schmidlechner/Sonnleitner, Haustochter gesucht, 25.

<sup>71</sup> Aufenthaltler waren berechtigt, sich ein Jahr lang in der Schweiz aufzuhalten. Nach Ablauf dieser Zeitspanne war eine Erneuerung der Aufenthaltsbewilligung notwendig. Pretenthaler/Schmidlechner/Sonnleitner, Haustochter, 25.

<sup>72</sup> Saisonarbeiter wurden in erster Linie in den klassischen wetterabhängigen Branchen mit saisonalen Spitzen des Arbeitskräftebedarfes eingesetzt. Nach neunmonatigem Aufenthalt musste eine Pause von drei Monaten außerhalb des Landes absolviert werden, ehe eine neue Aufenthalts- und Beschäftigungsbewilligung erteilt werden konnte. Eine starke Bindung an die Betriebe (Verbot des Wohnorts- und Arbeitgeberwechsels) stellte eine zusätzliche Reglementierung dar. Pretenthaler-Ziegerhofer/Schmidlechner/Sonnleitner, Haustochter gesucht, 25.

<sup>73</sup> Diese Gruppe betrieb eine „klassische“ Pendelmigration, die täglich oder wöchentlich zwischen Wohn- und Arbeitsort vollzogen wurde. Im Beispielfall Österreich–Schweiz handelte es sich in erster Linie um Vorarlberger\_innen, die sich innerhalb dieses Rechtsstatus bewegten. Eugene Sensenig, Auspendeln statt Auswandern. Ursachen und Auswirkungen des GrenzarbeiterInnenverkehrs nach Deutschland, Liechtenstein und in die Schweiz, in: Horvath/Neyer, Auswanderungen, 457–478.

<sup>74</sup> D’Amato, Übersicht, 3.

<sup>75</sup> Eine ursprünglich bestehende Frist von 5 Jahren dauerhaften Aufenthaltes in der Schweiz wurde auf 10 Jahre verlängert. Der Familiennachzug wurde streng kontrolliert und war nur in eingeschränkter Form möglich. D’Amato, 3.

<sup>76</sup> Ebda., 5

mehrmonatigem Schweizeraufenthalt, ehe sie ein neues Arbeitsverhältnis in der Schweiz aufnahmen. Kaum eine/r der Interviewpartner\_innen konnte in der Erinnerung seinen/ihren rechtlichen Aufenthaltstitel rekonstruieren. Ein genaues Wissen um die rechtlichen Bestimmungen hatte bei ihnen zumeist zu keinem Zeitpunkt bestanden. Eine Vielzahl der notwendigen Formalitäten war von den Arbeitgeber\_innen durchgeführt worden, so wurden etwa Aufenthaltsbewilligungen bereits im Vorfeld von ihnen eingeholt.<sup>77</sup> Eine Konfrontation mit den gesetzlichen Regelungen erfolgte nur in jenen Punkten, die eine physische Involvierung der Arbeitsmigrant\_innen vorsahen, wenn etwa Kontrollen stattfanden oder Untersuchungen vorgenommen wurden beziehungsweise auch regelmäßige Unterbrechungen des Arbeitsaufenthaltes stattfinden mussten, um den Gesetzesvorgaben gerecht zu werden. Dementsprechend ist eine Rekonstruktion vieler Zusammenhänge lediglich aus der Zusammenschau diverser Erinnerungsfetzen möglich. In Anbetracht des solchermaßen nachgezeichneten Bildes ist die enorme Flexibilität der steirischen Arbeitsmigrant\_innen hervorzuheben, die eine Reihe von Unsicherheiten zu handhaben hatten, auf Schwierigkeiten oder ihnen nicht bekannte Regelungen kurzfristig reagieren mussten. So wechselten einige der betroffenen Frauen mehrmals zwischen Schweiz und Österreich den Arbeitsplatz, überbrückten solcherart gesetzlich vorgeschriebene Zwangspausen.<sup>78</sup> Erneut bestätigt sich die These einer Charakterisierung der steirischen Arbeitsmigration unter dem Gesichtspunkt der spontanen Chancenwahrnehmung. Die Vornahme detaillierter Planung wäre angesichts von Unwägbarkeiten, Ungewissheiten, aber auch Unwissenheit kaum möglich gewesen.

Waren auch viele der formalen Bestimmungen nicht mehr im Gedächtnis der Interviewpartner\_innen verankert, so erinnerte sich doch praktisch ausnahmslos jede und jeder von ihnen an einen Aspekt des Kontaktes mit einer „Schweizer Obrigkeit“, der bereits dadurch als von besonderem Interesse markiert wird: die Kontrolle beim Grenzübertritt in die Schweiz. Die Einführung der strikten Grenzbestimmungen ist unter verschiedenen Gesichtspunkten und entsprechend der Vorgaben des jeweiligen Einführungszeitpunktes zu verstehen.<sup>79</sup> Gleichbleibend ist das Muster, den zunächst in der Bevölkerung geschürten

---

<sup>77</sup> Das Prozedere einer Bestätigung über ein aufrechtes Dienstverhältnis beziehungsweise die Zusage eines Arbeitsplatzes konnte solcherart vereinfacht werden.

<sup>78</sup> Die Frauen arbeiteten die erlaubte Zeit in der Schweiz, kehrten dann in ihre Herkunftsregionen zurück und übernahmen dort jegliche sich bietende Arbeit. Es zeigt sich neuerlich, dass kein Mangel an Arbeitsplätzen gegeben war, sondern vielmehr die Frauen nicht bereit waren, dauerhaft oder über längere Zeitspannen hinweg in ihren Vorstellungen nicht entsprechenden, vor allem aber schlecht bezahlten Berufen tätig zu sein. Vergleiche dazu Pretenthaler-Ziegerhofer/Schmidlechner/Sonnleitner, Haustochter gesucht.

<sup>79</sup> So sind – als Extrembeispiel – die Grenzbestimmungen während des Zweiten Weltkriegs unter den Vorzeichen der gänzlichen Abschottung, aber auch der Sicherung eines Übereinkommens mit Nazi-Deutschland zu verstehen. Das Verhalten, das etwa Flüchtlingen (sowohl jüdischer Herkunft als auch „politisch belasteten“) entgegengebracht wurde, ist dafür bezeichnend. So kam es zu einer „intensivierten Grenzüberwachung“, die teilweise sogar mit Hunden durchgeführt wurde. *Zollrundschau* – Sonderausgabe zum Jubiläum des Grenzwachtkorps 1894–1994, 2/94, S. 65, Download

Ängsten vor „Fremden/m“ mit strengen gesetzlichen Einreisebestimmungen entgegenzukommen.<sup>80</sup> Deutlich tritt die Umsetzung und Handhabung rechtlicher Vorgaben als entscheidender Faktor politischer Gegebenheiten zutage.<sup>81</sup> Einen besonderen Aspekt der Migrationen in die Schweiz stellte die Abwicklung des Grenzübertritts, wie sie für Arbeitsmigrant\_innen vorgesehen war, dar. „Migration“ und „Grenze“ stehen in enger Beziehung. Wird „Grenze“, ihre Errichtung beziehungsweise Festlegung, ihre Wahrnehmung und Deutung als sozialer Prozess verstanden, so kommt „gerade der Migrationsforschung für die Erforschung von Grenzen eine besondere Bedeutung zu.“<sup>82</sup> Sozialhistorische Definitionen sehen das Überschreiten von Grenzen als konstitutives Element von Migration an. Grenzen müssen dabei keineswegs als „Landesgrenzen“ in nationalstaatlicher Konstruktion verstanden werden.<sup>83</sup> Zweifelsohne ist von einer starken wechselseitigen Beeinflussung der beiden Konzepte „Migration“ und „Grenze“ auszugehen. Im konkreten Fall soll dies anhand der verpflichtenden Gesundenuntersuchung bei der Einreise in die Schweiz nachgezeichnet werden.<sup>84</sup> Die Auseinandersetzung mit „Grenzfragen“ erscheint zudem von Bedeutung, da deren Inszenierung und Wahrnehmung auch in engem Zusammenhang mit Konstruktionen des „Eigenen“ und des „Fremden“ zu verstehen ist.<sup>85</sup>

## Grenz-Erfahrungen

---

<http://www.ezv.admin.ch/ezv/00434/03618/index.html?lang=de> Stand 8. 10. 2012. Vergleiche dazu auch die Erfahrungsberichte Betroffener: Karl Schiffer, Über die Brücke – Der Weg eines linken Sozialisten ins Schweizer Exil, Wien 1988, 183–185; Claudia Hoerschelmann, Exilland Schweiz: Lebensbedingungen und Schicksale österreichischer Flüchtlinge 1938–1945, Innsbruck 1997, 299 f.

<sup>80</sup> Grundsätzlich wird die Schweizer Migrationspolitik bis in die 1960er-Jahre damit umschrieben, dass in erster Linie Fragen der „Einwanderungsregulierung und des Migrantenanteils in der Schweiz“ diskutiert worden seien. Später habe eine massive Ausweitung der Thematik und der Problematisierung stattgefunden. Gianni D’Amato/Brigitta Gerber/Martina Kamm, Menschenschmuggel und irreguläre Migration in die Schweiz (= Swiss Forum for Migration and Population Studies, Forschungsbericht 37), 2005, 33.

Siehe dazu auch Bochsler/Gisiger, Städtische Hausangestellte; Häberlein, Ekehäfen; Vuilleumier, Schweiz.

<sup>81</sup> Wobei nicht zu übersehen ist, dass selbstverständlich auch reale Hintergründe (beispielsweise ein verstärktes Migrationsaufkommen) für die vermehrte thematische Auseinandersetzung eine Rolle spielten. Das Zusammenwirken von Migration und „Fremden“-Gesetzgebung stellt seit Jahrhunderten eine Konstante politischer Auseinandersetzung dar. Siehe dazu beispielsweise: Sylvia Hahn, Migration–Arbeit–Geschlecht. Arbeitsmigration in Mitteleuropa vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts (= Transkulturelle Perspektiven 5), Göttingen 2008, 139.

<sup>82</sup> Andreas Gestrich/Marita Krauss, Einleitung, in: Dieselben (Hg.), Migration und Grenze (= Stuttgarter Beiträge zur historischen Migrationsforschung 4), Stuttgart 1998, 10.

<sup>83</sup> Hoerder/Lucassen/Lucassen, Terminologien, 28–53.

<sup>84</sup> Dem Thema der Grenzkontrolle wurde bislang wenig Aufmerksamkeit zuteil. Der Autorin sind keine wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der Thematik bekannt. Vergleiche dazu auch: Giovanni Casagrande, Migration und ethnische Minderheiten in der Schweiz, Auswahlbibliographie 1945–1999 (= Schweizerisches Forum für Migrationsstudien), Neuchâtel 2001.

<sup>85</sup> „Die Wahrnehmung von Grenzen hängt eng mit der Etablierung von Feindbildern zusammen, wobei sich das „Eigene“ über ein „konstitutives ‚Außen‘“ (Butler) herausbildet.“ Bettina Dennerlein/Elke Frietsch, Einleitung, in: Bettina Dennerlein/Elke Frietsch (Hg.), Identitäten in Bewegung. Migration im Film, Bielefeld 2011, 7–17, 10.

Die an der Schweizer Grenze für Arbeitsmigrant\_innen zum üblichen Prozedere zählenden Gesundenuntersuchungen wurden von den Betroffenen durchwegs als Schikane empfunden und bedeuteten für einige von ihnen eine starke Belastung. Insbesondere einige der Frauen zeigten sich noch Jahrzehnte später von den Erinnerungen an das Vorgehen unangenehm berührt.<sup>86</sup> Die Gesundenuntersuchung war keine Schweizer Besonderheit, wurde in ähnlicher Weise beispielsweise auch in Großbritannien vollzogen.<sup>87</sup> Angst vor der Einschleppung von Seuchen stellte dabei ein zentrales Motiv in der Argumentation der Maßnahmen dar.<sup>88</sup> Die grenzpolitischen Vorgaben spiegeln in den diversen Weisungen und Verfügungen eindrücklich die Konstruktion eines Gefahrenpotenzials wider, das es in weiterer Folge erlaubte, bereits im Zuge der Einreise – und somit noch vor der „endgültigen“ Vollziehung eines Grenzübertrittes – Herrschaftsansprüche zu positionieren und mit der Durchführung der Untersuchung gleichsam „am Körper“ der Einreisenden zu demonstrieren.<sup>89</sup> Der Grenzschutz ist in der Schweiz seit 1894 durch das Grenzwachtkorps geregelt und im Zollgesetz verankert.<sup>90</sup> Die Durchführung der eigentlichen Gesundenuntersuchungen fiel in die Zuständigkeit des Grenzsanitätsdienstes.<sup>91</sup> In der Schweiz war das System der Untersuchungen eng an die in den 1940er-/50er-/60er-Jahren nahezu ausschließliche Anreiseform der Migrant\_innen per Bahn gekoppelt.<sup>92</sup> Von Österreich kommend war es zumeist der Grenzbahnhof Buchs, an dem Arbeitsmigrant\_innen aufgefordert wurden, den Zug zu verlassen und die Gesundenuntersuchung, bestehend aus Blutabnahme und Röntgen,

---

<sup>86</sup> Interview mit Rosa W., Projekt „Haustochter gesucht“, Transkript im Besitz der Verfasserin.

<sup>87</sup> Vergleiche dazu die Arbeit von Schropfer zur Emigration österreichischer Frauen nach Großbritannien in den 1950er-Jahren. Schropfer, *Austrian Female Migration*, 86, 97 f., 100, 132 f. Leider bestehen bislang keinerlei Arbeiten, die das Grenzwachsystem der Schweiz beziehungsweise das Prozedere des Grenzübertritts thematisieren oder gar analysieren. Auch die Arbeit von Schropfer kann aufgrund ihrer vollständig anders lautenden Fragestellung eine solche umfassende Analyse für Großbritannien nicht leisten.

<sup>88</sup> „Weisung Nr. 15 an die Grenzärzte vom 1. Juli 1952“. Darin wird unter Punkt F „Verminderte Arbeitsfähigkeit; erhöhtes Unfallrisiko“ darauf hingewiesen, dass der Zweck der Untersuchungen der Erkennung übertragbarer Krankheiten gelte. Anders eingeschränkten Personen solle die Einreise nicht verweigert werden, jedoch sei mittels Formular FP Meldung an die kantonale Fremdenpolizei zu erstatten.

<sup>89</sup> Vergleiche dazu die Unterlagen, die der Autorin vom Eidgenössischen Departement des Inneren EDI / Bundesamt für Gesundheit BAG / Abteilung Übertragbare Krankheiten zur Verfügung gestellt wurden. Es handelt sich dabei um Scans der Originaldokumente.

<sup>90</sup> Historische Darstellungen des Grenzwachtkorps erwähnen zwar dessen „Aufgaben im Dienste der Volksgesundheit“ (gesundheits-, tierseuchen-, gewerbe- und sicherheitspolitische Aufgaben), Ausführungen über deren Handhabung finden sich allerdings nicht. Nähere Untersuchungen wären insofern interessant, als eine Zusammenarbeit zwischen Grenzwacht und Grenzsanitätsdienst gegeben war. *Zollrundschau – Sonderausgabe zum Jubiläum des Grenzwachtkorps 1894–1994*, 2/94, S. 87, Download <http://www.ezv.admin.ch/ezv/00434/03618/index.html?lang=de>; Stand 8. 10. 2012.

<sup>91</sup> Scans des Eidgenössischen Departement des Inneren EDI / Bundesamt für Gesundheit BAG / Abteilung Übertragbare Krankheiten.

<sup>92</sup> Vergleiche dazu Artikel 7 der „Verfügung des eidgenössischen Departements des Innern über den Grenzsanitätsdienst (vom 17. Dezember 1948)“. Darin wird formuliert: „Die zuständige Transportanstalt stellte dem Grenzsanitätsdienst die notwendigen geeigneten Räume für die ärztliche Untersuchung zur Verfügung“.

zu absolvieren.<sup>93</sup> Deren positiver Ausgang führte zur Ausstellung einer Bescheinigung, die als Voraussetzung eines legalen Arbeits- und Aufenthaltstitels fungierte. Dabei wurden auch in den Pass Eintragungen vorgenommen – während ein gestempelter Einser die Weiterfahrt ermöglichte, bedeutete die Ziffer Zwei die Feststellung gesundheitlicher Indikationen und damit die von den „Grenzkontrollorganen“ vollzogene Rückweisung.<sup>94</sup>

Allem Anschein nach steht die Einführung eines bei der Aufnahme eines Arbeitsverhältnisses verpflichtend beizubringenden Gesundheitszeugnisses in engem Zusammenhang mit dem Wiederaufleben der Dienstmädchen-Migration in den Folgejahren des Zweiten Weltkriegs. Wie bereits weiter oben angedeutet, bewirkte die Kombination wechselseitiger Abhängigkeiten, die spezifische Situation des Zusammenlebens und der Arbeitsplatz Haushalt, wohl eine starke Verunsicherung aufseiten der Arbeitgeberinnen, die vielfach auch in Abwehrhaltungen ihren Ausdruck fand. So erklärt sich die Tatsache, dass einerseits händeringend nach – ausländischem – Personal für den Haushalt gesucht wurde, andererseits diesem jedoch massive Vorbehalte entgegengebracht wurden. Gerade die große räumliche Nähe spielte eine entscheidende Rolle, da Ängste vor Ansteckungen mit diversen Krankheiten heraufbeschworen wurden. Wie sehr jedoch gleichermaßen auch Überlegenheitsgedanken die Diskussion bestimmten, zeigt das Faktum, dass im Dezember 1945 Forderungen laut wurden, Ausländerinnen bei der Einreise einer Quarantäne zu unterziehen und sie zu „hauswirtschaftlichen Einführungskursen“ zu verpflichten.<sup>95</sup> Ein Gesundheits- und Leumundszeugnis sei „unter allen Umständen“ vorzuweisen.<sup>96</sup> Die Forderungen stießen auf fruchtbaren Boden, tatsächlich stellten die beiden „Unbedenklichkeitsbescheinigungen“ die Voraussetzung für eine legale Anstellung dar, wobei schlussendlich männliche wie weibliche Migrant\_innen gleichermaßen von der Regelung betroffen waren.<sup>97</sup> Die Untersuchung bei Grenzübertritt war – was vielen Migrant\_innen nicht bewusst gewesen sein dürfte – nur bedingt verpflichtend zu absolvieren.<sup>98</sup> Das entsprechende Gesundheitszeugnis war bei einer regionalen/kantonalen Stelle abzugeben, die ärztliche Bescheinigung konnte auch vom

---

<sup>93</sup> Mit zwei Ausnahmen wurde in jedem der bislang geführten Interviews auf die Grenzstation Buchs und das Prozedere der Gesundheitskontrolle verwiesen. Sinn und Untersuchungsgegenstand hatte sich keinem/r der Migrant\_innen vollständig erschlossen. Während mit dem Röntgen – richtigerweise – eine Tuberkuloseuntersuchung in Zusammenhang gebracht wurde, konnte – oder wollte? – die Blutabnahme keine/r der Interviewpartner\_innen interpretieren. Hierbei handelte es sich um eine Syphilis-Untersuchung. „Weisung Nr. 15 an die Grenzärzte vom 1. Juli 1952“.

<sup>94</sup> „Weisung Nr. 15 an die Grenzärzte vom 1. Juli 1952“.

<sup>95</sup> Bochsler/Gisiger, Städtische Hausangestellte, 397.

<sup>96</sup> Bochsler/Gisiger, Städtische Hausangestellte, 397 f.

<sup>97</sup> Siehe dazu Interview mit Frau L.; Interview mit Herrn C.

<sup>98</sup> Die „Weisung Nr. 15 an die Grenzärzte vom 1. Juli 1952“ spricht von einer „Kontrollpflicht“. Die Gruppe der Betroffenen wird dabei nicht näher ausgeführt.



dortigen Gesundheitsamt ausgestellt werden.<sup>99</sup> Das Wissen um die – halblegale – Umgehungsmöglichkeit der „Grenzkontrolle“ verbreitete sich allmählich, wurde schlussendlich unter den Arbeitsmigrant\_innen weitergegeben.<sup>100</sup> Interviewpartnerin Frau L. erinnert sich daran, dass ihr eingeschärft wurde, sie solle sich an der Grenze als Touristin ausgeben. Von wem sie die Information erhielt und zu welchem genauen Zweck dies diene, war ihr nicht mehr bekannt, sie vermutete jedoch, dass es sich um die Vermeidung einer langen Aufenthaltsdauer gehandelt haben müsse. Es sei streng kontrolliert worden, aufgrund der Vorwarnung habe sie sich aber nicht von der Behauptung abbringen lassen, Touristin zu sein, erzählte Frau L.<sup>101</sup> Herr C. wiederum, der in der französischen Schweiz arbeitete, entzog sich, indem er ein Bahnticket bis in die erste Bahnstation in Frankreich löste und solcherart bei der Einreise in die Schweiz behaupten konnte, nur Durchreisender zu sein.<sup>102</sup>

So wird auch deutlich, dass von Schweizer staatlicher Seite die Bestrebung bestand, in jedem Fall die Abwicklung der Gesundenuntersuchung bereits an der Grenze zu vollziehen. Beschreibungen, wonach „alle aus dem Zug geholt wurden“, die sich als Arbeitsmigrant\_innen zu erkennen gaben, weisen ebenfalls eindeutig in diese Richtung. Die dabei zutage tretende strikte Unterscheidung zwischen Arbeitsmigrant\_innen und Tourist\_innen weist einmal mehr eindeutig darauf hin, dass die Feststellung eines Gesundheits-/Krankheitsstatus beziehungsweise die „Seuchenprophylaxe“ bei den Gesundenuntersuchungen eine wesentlich geringere Rolle gespielt haben dürfte als die Demonstration staatlicher Machtansprüche.<sup>103</sup> Herrschaftsverhältnisse sollten klargestellt werden und kamen tatsächlich auch in der konkreten Handhabung des Untersuchungsablaufes deutlich zum Ausdruck. Die Arbeitsmigrant\_innen wurden zunächst mehr oder weniger dazu gezwungen, den Zug zu verlassen. Angesichts der Dauer des Prozederes konnte nach der Abfertigung und Grenzübergabe des Zuges nicht auf sie gewartet werden. Die Migrierenden hatten notwendigerweise erst mit dem nächsten Zug die Chance auf Weiterfahrt. Gerade für die Erstreisenden stellte dies jedoch ein veritables Problem dar. Die Mehrzahl von ihnen hatte über den erzwungenen zusätzlichen Aufenthalt nicht Bescheid gewusst und somit falsche Ankunftszeiten bekannt gegeben. Dementsprechend wurden viele, entgegen vorherigen

---

<sup>99</sup> Diese Angaben sind auf der Basis der Erzählungen von InterviewpartnerInnen „abgesichert“. Vergleiche auch vorangegangene Fußnote.

<sup>100</sup> So erinnert sich beispielsweise die Mutter der Verfasserin, die in den 1960er-Jahren einen zweimonatigen Arbeitsaufenthalt in einem Schweizer Hotel absolvierte, ebenfalls daran, aufgefordert worden zu sein, im Zug sitzenzubleiben und sich als Touristin auszugeben. Die Gesundenuntersuchung wurde zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholt.

<sup>101</sup> Interview Frau L. – „Haustochter gesucht“.

<sup>102</sup> Interview Herr C.

<sup>103</sup> Eine gewisse Fadenscheinigkeit der Argumentation wurde auch von den Migrant\_innen konstatiert. So wurde von einigen Interviewpartnerinnen darauf hingewiesen, dass offensichtlich kranke Personen die Untersuchungen problemlos passiert hätten. Interview Frau Edith L.

Vereinbarungen, von ihren Chefs und Chefinnen nicht am Bahnhof abgeholt. Angst und Verzweiflung waren nachvollziehbare Reaktionen. Auch wurde für die Untersuchung ein Kostenbeitrag verrechnet, der einigen der Reisenden massive Schwierigkeiten bereitete, bedeutete doch die Bezahlung in einigen Fällen das endgültige Aufzehren sämtlicher Ersparnisse.<sup>104</sup> Migrant\_innen wurden in eine Rolle der Abhängigkeit und Hilflosigkeit versetzt, wozu auch die Abwicklung der eigentlichen Untersuchung einen erheblichen Beitrag leistete. Lange Reihen mussten gebildet werden, auch bei niederen Temperaturen wurden die Menschen dazu angehalten, sich nicht erst im Untersuchungsraum, sondern bereits vor der Einreihung in die Warteschlange zu entkleiden. Insbesondere für die jungen Frauen, aufgewachsen und sozialisiert in den 1930er- und 40er-Jahren, stellte der Zwang, nur in Unterwäsche bekleidet aufgestellt zu werden, eine veritable Demütigung dar und war teilweise mit tiefen Schamgefühlen verbunden.<sup>105</sup> Aber auch die betroffenen Männer empfanden die Gesundheitsuntersuchung als „reine Schikane“.<sup>106</sup>

Die – vermutliche – Intention von Schweizer Seite bereits frühzeitig Herrschaftsstrukturen aufzuzeigen, die zukünftige Positionierung der Migrant\_innen zu verdeutlichen, gelangte zu einer eindrücklichen Umsetzung. Mit der symbolischen Inbesitznahme des Körpers<sup>107</sup> wurde die Möglichkeit versinnbildlicht gewissermaßen frei über die Einwanderer\_innen verfügen zu können. Männer und Frauen waren von dieser Maßnahme gleichermaßen betroffen. Geschlechtsunterschiede lassen sich an dieser Stelle dennoch feststellen. So wurden die Untersuchungsmaßnahmen deutlich unterschiedlich wahrgenommen, was einerseits auf unterschiedliche Deutungsmuster hinweist.<sup>108</sup> Andererseits könnten durchaus auch andere Vorgehensweisen zum Einsatz gelangt sein – reisten doch etwa zwischen 1945 und 1955 bei

---

<sup>104</sup> Interview Frau H. – „Haustochter gesucht“.

<sup>105</sup> Einige der Frauen berichteten auch, sich wegen ihrer Unterwäsche geschämt zu haben. Andere Frauen seien „schon wo gewesen“, hätten bessere Kleidung gehabt, auch sei die eigene Wäsche teilweise gelblich gewesen – man habe zu Hause nur über selbst hergestellte Seife verfügt. Interviews Frau W., Frau L. – „Haustochter gesucht“.

<sup>106</sup> Interview Herr C.

<sup>107</sup> Zu den Spuren, die Gesellschaften am menschlichen Körper hinterlassen (durch Sexualkonventionen, Ernährungspraktiken u.v.m.) und die Körper umgekehrt der Gesellschaft einschreiben siehe: Karl-Heinrich Bette, *Körperspuren: Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit*, Bielefeld 2005, 16. Staatliche Einflussnahme auf Körperlichkeit wurde in historischem Kontext vor allem anhand des Beispiels „Militär“ untersucht. Ute Frevert (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997; siehe dazu auch: Thomas Weißbrich, *Des Kriegers neue Kleider – zur Uniformierung der Armeen im späten 17. Jahrhundert*, in: Stephan Theilig (Hg.), *Historische Konzeptionen von Körperlichkeit. Interdisziplinäre Zugänge zu Transformationsprozessen in der Geschichte*, Berlin 2011, 85–106.

<sup>108</sup> Während Frauen sich in erster Linie mit der angewandten Methode der Untersuchungen und den damit verbundenen negativen Gefühlen auseinandersetzten, teilweise die Sinnhaftigkeit in Frage stellten, zeigten sich Männer grundsätzlich über die schikanöse Vorgehensweise empört.

Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass Vergeschlechtlichungen auch vonseiten der Schweizer Behörden eine entscheidende Rolle spielten. Reichert hat darauf hingewiesen, wie stark Grenzziehungsdiskurse geschlechtlich aufgeladen sind und welche massive Zuschreibungen dadurch erfolgen. Ramon Reichert, *Das Geschlecht der Grenze. Genderrepräsentationen von der Berliner Mauer bis zur EU-Außengrenze*, in: Bettina Dennerlein/Elke Frietsch (Hg.), *Identitäten in Bewegung. Migration im Film*, Bielefeld 2011, 35–56.

Weitem weniger Männer als Frauen in die Schweiz ein, was wiederum eine andere Handhabung bewirkt haben dürfte (beispielsweise kleinere Gruppen, dadurch kürzere Wartezeit etc.). Weitere, spezifische Untersuchungen dieses Themenfeldes sind in jedem Fall als lohnend zu erachten, würden jedoch weit über die Fragestellung der vorliegenden Arbeit hinausgehen.

Die angesprochenen Gender-Divergenzen waren im gesamten Migrationsgeschehen auf verschiedenen Strukturebenen von Bedeutung. Ihre Nachzeichnung erscheint entscheidend für eine Analyse der Migrationsbewegung. Eine gendersensible Fragestellung ermöglicht es, den Blick auf Mechanismen und Abläufe zu schärfen. Dies wird gerade im vorliegenden Fall deutlich, die Einbeziehung verschiedenster Aspekte sowohl aus einem individuell-biografischen als auch einem gesellschaftlich-staatlichen Blickwinkel schafft den Rahmen für ein Verständnis der spezifischen Besonderheiten steirischer männlicher und weiblicher Arbeitsmigrationen in die Schweiz. Der Gehalt der „Geschlechterfrage“ soll daher im Folgenden nähere Untersuchung erfahren.

#### **4.) Mann – Frau: eine (un)zulässige Grenzsetzung der Migrationsforschung?**

Werden die Erfahrungen der steirischen Arbeitsmigrant\_innen in der Schweiz anhand der Kategorie „Geschlecht“ miteinander verglichen beziehungsweise gegenübergestellt, so zeigt sich, dass erstaunlich wenige Unterschiede feststellbar sind. Sowohl was die Entscheidungen ins Ausland aufzubrechen und die Erfahrungen und Erlebnisse im Gastland anbelangt, als auch was die Form der persönlichen Erinnerung und deren Präsentation betrifft, zeigen sich einander stark ähnelnde Bilder. Ebenso ist in der gesellschaftlichen Nicht-Wahrnehmung der Migrationsbewegung eine Übereinstimmung zu konstatieren. Der Befund, wonach das Thema der österreichischen/steirischen Arbeitsmigration in die Schweiz keinerlei Beachtung fand, ist sowohl für die weiblichen als auch die männlichen Migrant\_innen von Gültigkeit. Beide Geschlechter erfuhren in der Wahrnehmung der von ihnen gesetzten Aktivitäten eine Marginalisierung. So stellt sich nach einem ersten Überblick zu dem Thema „Steirische Arbeitsmigration“ die Frage, ob eine differenzierende Darstellung sinnvoll ist – könnten doch gar durch die Forschungsperspektive Grenzen gezogen werden, die in der Realität nicht

bestanden. Doch entwickeln sich bei näherer Untersuchung rasch Fragestellungen, die eine Relativierung des zuvor Gesagten notwendig erscheinen lassen.

Geschlechterdichotomien sind zunächst im Bereich des Arbeitsumfeldes eindeutig nachweisbar. Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass der Arbeitsplatz eine entscheidende Bedeutung in der Frage vergeschlechtlichter Rollenzuschreibungen einnimmt. Ryan und Webster formulierten dazu: „The complex intersections of gender and ethnic identity within specific social locations are clearly evident in relation to the work place.“<sup>109</sup>

So ist die Internalisierung von Rollenzuschreibungen, wie sie am jeweiligen Arbeitsplatz vermittelt werden, feststellbar. Gesellschaftliche Wertesysteme werden solcherart tradiert und auch unter Migrant\_innen verbreitet.<sup>110</sup>

In der Schweiz wurden Männern und Frauen für vollständig unterschiedliche Arbeitsbereiche angeworben beziehungsweise in diesen positioniert. Während Arbeitsmigrantinnen domestic/care-work leisteten, wurden Arbeitsmigranten in verschiedensten Gebieten der Landwirtschaft eingesetzt oder leisteten diverse Hilfsdienste als Hausburschen oder Ähnliches mehr. Besonders Ausläufer waren gefragt, das heißt Burschen, die für einen kleingewerblichen Handelsbetrieb Waren im Umkreis einer Ortschaft zustellten.<sup>111</sup>

Die Frauen fungierten zumeist als klassische „Mädchen für alles“, waren in privaten Haushalten oder auch im gewerblichen Umfeld beschäftigt – kleinen Hotels oder Gaststätten, wobei oftmals neben Servier-/Kochtätigkeiten die privaten Haushalte der Chefinnen und Chefs mit zu betreuen waren. Dem Feld der domestic-care-work wurde – unter anderem auch in der Migrationsforschung – ein besonderer Status zugesprochen.<sup>112</sup> Die massive Vergeschlechtlichung des Sektors, die mit Marginalisierungstendenzen einhergeht und damit in starke Interdependenzen mit zusätzlichen/ergänzenden Migrationen tritt, spielt dabei eine zentrale Rolle. Denn es ist unbestreitbar, dass die jungen Frauen mit ethnisierten und vergeschlechtlichten Zuschreibungen – gutmütig, gemütlich, fleißig als Österreicherinnen – und Anforderungen – treu, ehrlich, fügsam als Frauen – konfrontiert wurden.<sup>113</sup> Bereits im Zuge der „Anwerbung“ erfolgte gewissermaßen eine Bestellung/Kodierung in Hinblick auf

---

<sup>109</sup> Louise Ryan/Wendy Webster, Introduction, in: Louise Ryan/Wendy Webster (Hg.), *Gendering Migration: Masculinity, Femininity and Ethnicity in Post-War Britain*, Burlington 2008, 1–18, 6.

<sup>110</sup> Vergleiche dazu: Louise Ryan, *Becoming Nurses: Irish Women, Migration and Identity Through the Life Course*, in: Louise Ryan/Wendy Webster (Hg.), *Gendering Migration: Masculinity, Femininity and Ethnicity in Post-War Britain*, Burlington 2008, 121–136, 123.

<sup>111</sup> Vor allem Bäckerei-, Molkerei-, und Metzgereibetriebe beschäftigten zur Ablieferung der Kundenbestellungen die sogenannten „Ausläufer“.

<sup>112</sup> Siehe dazu beispielsweise Helma Lutz, *Migration and Domestic Work. A European Perspective on a Global Theme*, Burlington 2008; sowie in diesem Text den Abschnitt „Arbeitsmigration“.

<sup>113</sup> Zur Ethnisierung von Migrant\_innen siehe beispielsweise: Minna-Kristiina Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration? Transnationale Positionierungen finnischer Migrantinnen. Eine biographieanalytische Studie, Bielefeld 2012.

diese Eigenschaften, wie Inserat-Texte, lanciert in steirischen Tageszeitungen, belegen.<sup>114</sup> „Junge“, „treue“, „ehrliche“, „freundliche“ Frauen wurden gesucht. Nach Qualifikationen beruflicher Art wurde – im Gegensatz zu den „Burschen“ – kaum gefragt.<sup>115</sup>

Zudem weist die „Hauswirtschaft“ laut Helma Lutz eine Reihe von Merkmalen auf, die ihr einen Sonderstatus in der Arbeitswelt verleihen und kurz zusammengefasst unter den Stichworten eines hoch emotionalisierten, durch Intimität und gegenseitige Abhängigkeiten gekennzeichneten Arbeitsumfeldes charakterisiert werden können.<sup>116</sup> Die skizzierte Sonderstellung war auch bei den steirischen Dienstmädchen in der Schweiz gegeben. Die Schweizer Bezeichnung „Haus-/Serviertochter“ weist in wunderbarer Weise die Besonderheit der Position der domestic-care-worker aus. Die historisch gewachsene Bezeichnung erinnert an das patriarchale Konzept, das dem Dienstmädchentum zugrunde gelegt war. Die Mädchen/jungen Frauen sollten im Zuge ihres Dienstes gewissermaßen „erzogen“ werden. Bürgerlich/adelige Konzepte der Lebensführung als Grundlage und Vorbild betrachtend, wurden die Dienstmädchen in der Haushaltsführung ausgebildet. Gleichzeitig konnte eine moralische Überwachung stattfinden, die Frauen sollten solcherart auf die Ehe vorbereitet und zu einem „bürgerlichen“ Leben hingeführt werden.<sup>117</sup> So ist es auch nicht verwunderlich, dass vonseiten der Arbeitgeber\_innen sehr junge Mädchen und Frauen bevorzugt wurden beziehungsweise nur sie Anstellungen erhielten, wie anhand zahlreicher entsprechender Stellenanzeigen nachweisbar ist.<sup>118</sup> Die Tradition des Dienstmädchentums als Übergangsphase zwischen Jugend und – verheiratetem – Erwachsenenendasein war dabei sicherlich von eminenter Bedeutung.<sup>119</sup> Überlegungen, die auf Vorstellungen einer leichteren „Lenkbarkeit“ und höheren Arbeitsfähigkeit der jungen Frauen fußten, dürften sich ebenfalls in diesem Kontext bewegt haben.<sup>120</sup>

---

<sup>114</sup> Auf Inserate Schweizer Arbeitgeber\_innen zu antworten stellte einen der gängigsten Wege der Kontaktaufnahme zwischen Arbeitgeber\_innen und Arbeitnehmer\_innen dar. Die Texte variierten, folgten jedoch einem gewissen Muster, wobei die Suche nach „jungen, fleißigen, ehrlichen Töchtern“ als zentrale Botschaft vermittelt wurde. Siehe dazu den Annoncen-Teil der „Kleinen Zeitung“.

<sup>115</sup> Vor allem jene Männer, die für die Landwirtschaft angestellt werden sollten, wurden gezielt nach Tätigkeitsbereichen (beispielsweise als Melker oder des Traktorfahrens kundig) rekrutiert.

<sup>116</sup> Lutz, Introduction, 3.

<sup>117</sup> Natürlich waren die Ausbildungsmaßnahmen zum größten Teil zum Eigennutzen der DienstgeberInnen. Durch die Verbreiterung der Arbeitsmöglichkeiten für Frauen (Fabrik!) kam es ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und insbesondere in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zunehmend zu Klagen über einen „Dienstbotenmangel“. Vor allem die schlechte Qualität des Personals war fortwährendes Thema von Klagen. So überrascht auch die Gründung von Ausbildungsstätten speziell zur Heranziehung geeigneter, den eigenen Vorstellungen entsprechender Angestellter, nicht. In der Steiermark wurde beispielsweise 1902 ein „Verein zur Heranbildung von Dienstmädchen für Haushaltungen des Mittelstandes“ ins Leben gerufen. Brigitte Konstantiniuk, „... der erste Schritt aus der Enge des Hauses“. Bürgerliche Frauenvereine in der Steiermark in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, phil. Diplomarbeit, Graz 1996, 61 f.

<sup>118</sup> Kleine Zeitung.

<sup>119</sup> Siehe dazu Textabschnitt „historische Kontextualisierung“.

<sup>120</sup> Unter ähnlichen Vorzeichen sind etwa die Wünsche nach Dienstmädchen vom Lande, wie sie im 19. Jahrhundert (durchaus aber auch noch um 1950) geäußert wurden, zu verstehen. Tagespost, Kleine Zeitung.

Die betroffenen steirischen Frauen interpretierten den Begriff der „Tochter“ auf kreative Weise um und verwendeten ihn als Beleg für ihr „Eingebundensein“ in die Familie – wenn auch diese Positionierung durchaus brüchig war.<sup>121</sup>

Bei den Männern war gewissermaßen eine Hierarchisierung der Arbeit gegeben, nicht jedoch eine „sektorale“ Differenzierung, wie dies bei den Frauen der Fall war. Daraus sind nunmehr entscheidende Punkte abzuleiten beziehungsweise erschließen sich damit der Erklärung. Auch die männlichen Arbeitsmigranten waren meist sehr jung und zu Beginn ihres Arbeitsaufenthaltes noch nicht verheiratet beziehungsweise in fixen Beziehungen lebend. Ebenfalls in die Familien der Arbeitgeber\_innen eingegliedert, mit ihnen unter einem Dach wohnend, kamen ihnen jedoch vollständig andere Aufgabenbereiche zu und stand ihnen damit auch ein komplett anderes Rollenspektrum zur Verfügung. Ganz den Geschlechterdichotomien der Zeit verpflichtet, wurde ihnen Freiraum zugestanden, wie etwa regelmäßiges abendliches Ausgehen oder das Mitwirken in örtlichen Musikvereinen und Ähnliches mehr. Aufgrund ihrer Tätigkeitsfelder und der erwarteten Präsenz und Verfügbarkeit – und natürlich auch aufgrund moralischer Überlegungen – war Derartiges Frauen in weit geringerem Ausmaß möglich beziehungsweise teilweise überhaupt nicht denkbar. Hier gilt es zu betonen, dass neben den Einschränkungen durch Arbeitgeber\_innen ebenso die Selbstbeschränkung der Frauen ein entscheidendes Kriterium darstellte.<sup>122</sup>

In ihrer Erinnerung war es die damalige Jugendlichkeit, die viele der Interviewpartner\_innen ihre Erfahrungen in einem besonderen Licht erscheinen und bewerten ließ. Gerade die Tatsache, dass es sich um junge, kaum erwachsene Menschen handelte, spielte auch in der Wahrnehmung von und dem Umgang mit den Arbeitsmigrant\_innen eine entscheidende Rolle.

In stärkerem Ausmaß als bei der weiblichen Vergleichsgruppe zeigte sich die Bedeutung der Jugendlichkeit bei den steirischen Arbeitsmigranten, wenn etwa männliche Arbeitgeber von ihnen als Vorbilder erwählt wurden.<sup>123</sup> Es kann von einer doppelten Liminalität ausgegangen werden – die jungen Steirer befanden sich nicht nur in einer national-staatlichen Zwischenposition (als temporäre Arbeitsmigranten zwischen Kommen, Bleiben und Gehen), sondern waren vielfach auch in ihrer Lebensgeschichte in einer Übergangsphase.<sup>124</sup> Auch in Hinblick auf ihre Wahrnehmung durch die Schweizer Arbeitgeber\_innen scheint bei den

---

<sup>121</sup> So wurden positive Schilderungen durch Berichte über Schikanen und Ausbeutung konterkariert. Auch kamen Stellenwechsel selbst bei ausgesprochen guten und harmonischen Beziehungen zu den Arbeitgeber\_innen häufig vor und weisen damit die Konstrukthaftigkeit des Konzeptes aus.

<sup>122</sup> Frauen wiesen stets auf die Seriosität ihrer Freizeitaktivitäten hin. Zum Freizeitverhalten siehe auch Kapitel 6.

<sup>123</sup> Interviews Herr B. und Herr H.

<sup>124</sup> Kaja Swanhilt Haeger, Repräsentationen von Männlichkeiten. Bekir, der „andere Mann – Eine Einzelfallanalyse, in: Potts/Kühnemund, Mann, 79–92, 82–84.

Männern in erster Linie ihre Jugend als Kriterium fungiert zu haben. Sie wurden als „noch nicht erwachsen“ behandelt, was ihnen in diesem Zusammenhang Handlungsspielräume eröffnete. Eventuelle Fehler und Fehlverhalten konnten als jugendlicher Leichtsinn Akzeptanz oder Verständnis finden und bestärkten in weiterer Folge die Tendenz, ihnen zu einer Weiterentwicklung verhelfen zu wollen. So beschrieben alle Interviewpartner ihre Arbeitsplätze in gewisser Weise als Ausbildungsstätten. Ihr Einsatzbereich blieb keineswegs konstant. In den Erzählungen wird das Bild einer stetigen Steigerung entworfen, insbesondere die Möglichkeiten der Fortbildung, die in gewissem Ausmaß eine Karriere in Aussicht stellten, hervorgehoben. Neue, ihnen bisher unbekannte Methoden der Produktverarbeitung fanden etwa Erwähnung. Von besonderer Bedeutung war aber die einigen eröffnete Gelegenheit, den Führerschein zu erwerben. Die Fahrerlaubnis und das gewährte Vertrauen das Auto/den Lieferwagen der Arbeitgeber zu nutzen, wurden stolz hervorgehoben.<sup>125</sup>

Derartige Chancen der „Fortbildung“ wurden Frauen nicht zugestanden. Auch die von Männern vollzogenen Berufswechsel stellten keine Option dar – zwar blieb keine der über mehrere Jahre in der Schweiz lebenden Frauen dauerhaft bei einem/einer Arbeitgeber\_in, Wechsel vollzogen sich meist sogar im Jahresrhythmus, doch blieben die Frauen den Berufssparten verhaftet.<sup>126</sup> Dennoch gilt es an dieser Stelle zu betonen, dass auch die Frauen Qualifizierung, im Sinne einer Weiterentwicklung, erfuhren und diese auch selbst wahrnahmen und als wichtig empfanden. Der Auslandsaufenthalt wurde als entscheidend für die Erweiterung des eigenen Horizontes beschrieben, war somit von großer ideeller Bedeutung. Beruflich aber waren die Jahre in der Schweiz für keine der Interviewpartnerinnen zu „verwerten“ gewesen.

Die Schilderungen der „Schweizer“-Jahre ähneln einander, völlig unabhängig vom Geschlecht, stark.<sup>127</sup> Ein Bild glücklicher, unbeschwerter Jugendjahre wird entworfen, das durch Erzählungen lustiger Anekdoten und schöner Erlebnisse ergänzt wird. Heimwehgefühle wurden zumeist erst auf gezielte Nachfrage thematisiert. Die „gängige“ Beantwortung von Fragen, die in eine derartige Richtung wiesen, lautete sinngemäß, dass es sicherlich kurze Phasen gegeben habe, die schwer gewesen seien. Gerade das Ankommen und Einleben sei oftmals von Einsamkeit und Heimweh begleitet gewesen, auch Weihnachten wird vielfach als Zeitpunkt des Aufflackerns von Heimweh genannt. Das habe sich jedoch rasch wieder gelegt,

---

<sup>125</sup> Vergleiche Interview Alois K., Interview Karl L.

<sup>126</sup> Teilweise wurden Wechsel aus dem Haushalt in die Gastronomie vollzogen – der bei Weitem bessere Verdienst wurde als Grund genannt. Interview „Haustochter“ Martha L.

wurde durch Arbeit, die zahlreichen neuen Eindrücke und Kontakte besänftigt. Zudem sei durch Briefe ein stetiger Kontakt mit „zu Hause“ gehalten worden, was als entscheidendes Kriterium vermerkt wurde. Auffallend ist, dass beinahe ausschließlich Frauen dezidiert aussprachen, Heimweh empfunden zu haben. Derartige Fragen an männliche Interviewpartner wurden ebenso wie Fragen nach dem Kontakt in die Steiermark gar nicht oder ausweichend beantwortet, in jedem Fall aber sehr rasch abgetan.<sup>128</sup> Es wurde eindeutig signalisiert, dass diesem Themenbereich nur äußerst geringe Relevanz zuerkannt wurde. So wird gerade – aber nicht nur! – bei den interviewten Männern ein Verlangen greifbar, ungetrübte Migrations-Erfolgsgeschichten zu präsentieren. Ein Verhalten, das in der Darstellung und Interpretation der Rückkehr in die Steiermark Entsprechung und Fortsetzung findet. Die eigentliche Entscheidung konnte von keinem/keiner Gesprächspartner\_in explizit gefasst werden. Wiederum war es ein Bündel von Punkten, die eine spontane Re-Aktion bewirkten. Die Erklärung, warum es in weiterer Folge zu einem dauerhaften Aufenthalt in der Steiermark gekommen war, rief erneut deutliche vergeschlechtlichte Erklärungsmuster hervor. Während die Frauen sich meist ohne zu zögern auf eine starke „Heimatverbundenheit“ beriefen, die emotionale Bindung an Eltern, Familie, zukünftige Ehemänner anführten – und damit sich selbst als ausschlaggebend und Entscheidungsträgerinnen definierten –, wurden von den Männern andere Erklärungsstrategien gewählt. Da bei ihnen die Sehnsucht nach zu Hause in der Erzählung nicht als Grund für den Verbleib in der Steiermark fungieren konnte, auch das Bild der Erfolgsgeschichte Migration nicht zerstört werden sollte, wurden andere Personen als Ursachen und maßgebliche Faktoren für die Rückkehr in die Steiermark herangezogen: mit wenigen Ausnahmen handelte es sich dabei um die Ehefrau, die als eigentlich „schuldige“ identifiziert wurde.<sup>129</sup> Die Frau sei zu „heimatverbunden“ gewesen, habe sich von der Familie, der gewohnten Umgebung nicht lösen können, wurde argumentiert. Dass vielfach die Ehefrau erst nach dem Arbeitsaufenthalt in der Schweiz kennengelernt wurde, sie also nicht „Rückkehrgrund“ gewesen sein kann, wurde dabei übersehen. So zeigt sich in der Eigeninterpretation der Frauen und der Zuschreibung der Männer – an ihre Ehefrauen – das Konstrukt einer „weiblichen Heimatverbundenheit“, das – unter verschiedenen Vorzeichen –

---

<sup>127</sup> Unterschiede im Gesprächsverlauf wurden vor allem im Umgang mit der Interviewsituation spürbar, wobei sich bei Frauen eine verstärkte Tendenz zur Nervosität zeigte. Siehe zu diesem Thema ausführlicher Kapitel „Oral History“.

<sup>128</sup> Einer der Männer berichtete etwa von einer äußerst schweren Anfangszeit in der Schweiz – nach Hause habe er geschrieben, es gehe im gut, da seine Mutter sonst zu beunruhigt gewesen wäre. Heimweh habe er jedoch nie verspürt. Interview Alois K.

<sup>129</sup> Einer der Männer hatte lediglich ein Praxisjahr absolviert, war für einen dauerhaften Verbleib in der Schweiz noch zu jung. (Interview Uwe B.) Ein anderer Interviewpartner kehrte zurück, um einen Verwandten in dessen Geschäft zu unterstützen – in der Rückschau wurde diese Entscheidung als Fehler klassifiziert, der aufgrund leerer Versprechungen zustande gekommen sei. Wiederum wurde eine andere Person als eigentlicher Entscheidungsträger definiert. Interview Peter C.



in beiden Fällen als Argumentationsgrundlage dient.<sup>130</sup>

Während sich in den Erzählungen zur Rückkehr in die Steiermark jedoch die Frauen als Entscheidungsträgerinnen positionierten, gaben ihre männlichen Kollegen an diesem Punkt gewissermaßen die „Verantwortung“ ab. Die Beendigung einer „Erfolgsgeschichte“ aufgrund von Gefühlen oder „irrationalen“ Rückkehrgründen erschien nicht passend. Es gilt an dieser Stelle den erlernten Umgang mit Gefühlen zu berücksichtigen und in die Überlegungen einzubeziehen.<sup>131</sup> Demgemäß war nur das Fernweh nach der Schweiz „erlaubt“, waren doch damit implizit Forschergeist/Eroberungswille/Aufbruch verknüpft, die als männlich konnotiert anerkannt wurden. Einmal mehr kann solcherart auch die postulierte Zweiteilung „männlicher“ Rationalität und „weiblicher“ Emotion als verkürzte Darstellung aufgezeigt werden.<sup>132</sup> Das Wechselspiel von Emotionen und deren gesellschaftlicher Zuschreibung und Deutung beziehungsweise Bedingtheit wird deutlich.<sup>133</sup>

Den Punkt der Rückkehrentscheidung wieder aufgreifend, müssen auch Fremdheitserfahrungen in die Überlegungen mit einbezogen werden. Männer wie Frauen betonten, niemals schlechte Erfahrungen im Sinne xenophober An- oder Übergriffe erlitten zu haben. Gerade aber Frauen fühlten sich oftmals nicht als vollständige Mitglieder einer „Schweizer Gesellschaft“ anerkannt. Sie erlebten eine Hierarchisierung, derzufolge sie anderen Migrant\_innengruppen (Deutsche; Italiener\_innen)<sup>134</sup> gegenüber eine Besserstellung erfuhren, jedoch immer „eine Stufe unter den Schweizern“ positioniert wurden.<sup>135</sup> Viele von ihnen argumentierten daher auch ihre Heimkehr mit der Befürchtung, eine vollständige Anerkennung niemals erreichen zu können.<sup>136</sup> Ein Gedanke, der in dieser Art und Weise von den Männern nicht formuliert wurde und damit einmal mehr auf divergierende Formen der

---

<sup>130</sup> Derartige Vorstellungen treffen sich mit dem Bild einer Sesshaftigkeit der Frau, wie es lange Zeit reproduziert wurde und der Behauptung Vorschub leistete, Frauen seien an Migrationen kaum beteiligt gewesen. Siehe dazu etwa Hahn, Migration–Arbeit–Geschlecht, 85–94.

<sup>131</sup> Manuel Borutta/Nina Verheyen, Vulkanier und Choleriker? Männlichkeit und Emotion in der deutschen Geschichte 1800–2000, in: Manuel Borutta/Nina Verheyen (Hg.), Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne, Bielefeld 2010, 11–40.

<sup>132</sup> Zur „Einführung“ der Dichotomie Intellekt–Ratio und deren vergeschlechtlichter Zuordnung siehe: Katharina Scherke, Auflösung der Dichotomie von Rationalität und Emotionalität? Wissenschaftssoziologische Anmerkungen, in: Sabine Flick/Annabelle Hornung (Hg.), Emotionen in Geschlechterverhältnissen. Affektregulierung und Gefühlsinszenierung im historischen Wandel, Bielefeld 2009, 23–42; Catherine Newmark, Weibliches Leiden – männliche Leidenschaften. Zum Geschlecht in älteren Affektlehren, in: Flick/Hornung, Emotionen, 43–58.

<sup>133</sup> Bettina Hitzer, Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen, in: H-Soz-u-Kult, 23.11.2011, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-11-001>. Abruf 20. 8. 2012; Ute Frevert (u.a.), Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne, Frankfurt a. M./New York 2011.

<sup>134</sup> Während die Haltung gegenüber Italiener\_innen meist nicht ausführlich thematisiert wurde, vielfach nur ihre Bezeichnung als „Tschinkerle“ Erwähnung fand, wurde teilweise richtiggehende Freude darüber spürbar, berichten zu können, dass „die Deutschen“ wenig beliebt gewesen seien. Interview Helena/Leni L.

<sup>135</sup> Vergleiche Interview „Haustochter“ Anna R.

<sup>136</sup> Sonnleitner, Arbeitsmigration, 309. „Du warst immer der Ausländer“ formulierte auch eine in den 1960er-Jahren gereiste Steirerin. Vergleiche Interview Alois H.

Vergeschlechtlichung von Migrationen hinweist.

Jahrzehnte-, beinahe jahrhundertlang orientierten sich Darstellungen der Migrationsforschung unreflektiert entlang einer gewissermaßen „geschlechtslosen“ Perspektive männlicher Migranten. Die Entdeckung, dass „Frauen in der Migrationsforschung verloren gegangen“ wären, führte ab den 1980er-Jahren zu einer vermehrten Beschäftigung mit Frauen als Migrantinnen, ehe schlussendlich „Geschlecht“ als Analyseinstanz eine differenzierte Untersuchung vergeschlechtlicher Muster und Strukturen bewirkte.<sup>137</sup> Innerhalb der letzten Jahre wurde insbesondere thematisiert, wie Geschlechterzuschreibungen Migrationen beeinflussen beziehungsweise wie „Geschlecht“ im Zuge der Migration neue Zuschreibungen und Bewertungen erfahren kann.<sup>138</sup> Die Einbeziehung der Kategorie Geschlecht erfolgte vor allem unter dem Schwerpunkt der Erarbeitung der Erfahrungen von Frauen – „Männlichkeit/en“ und deren Konstruktion wurden überraschenderweise kaum thematisiert.<sup>139</sup> „When researching gender and migration it is not uncommon for academics, to look only at women (...)“, wurde von Louise Ryan und Wendy Webster 2008 festgestellt.<sup>140</sup> Den Titel des Artikels von Sylvia Hahn aufgreifend könnte folgerichtig umformuliert werden, „wie ging die ‚Männlichkeit‘ in der Migrationsforschung verloren“ – wobei neben dem „Wie“ vor allem das „Warum“ von Interesse erscheint. Die Analyse des „blinden Flecks“ erbringt – wie so oft – spannende Einblicke wie auch gleichermaßen wichtige Anregungen.<sup>141</sup> So ist es bezeichnend, dass die in den vergangenen Jahren stattgefundenen ersten Auseinandersetzungen mit „männlichen Migrationen“ im wahrsten Sinn des Wortes „problematisierten“. Der Fokus der Darstellungen wurde auf junge muslimische Männer gelegt.<sup>142</sup> Zwar wurde deren kollektive Zuschreibung als „Problemfälle“ kritisch hinterfragt, dennoch handelte es sich wiederum um einen Zugang, der sich intensiv mit aggressiver – übersteigter – Männlichkeit auseinandersetzt. Implizit wurde das Bild von Aggressivität und Draufgängertum – gesellschaftlich als „typisch männliches“ Verhalten konnotiert – fortgeschrieben. Die Konzentration in der Forschung findet ihre Entsprechung in öffentlichen/politischen Diskussionen, die „den muslimischen – jungen – Mann“ als Topos

---

<sup>137</sup> Hahn, Migration; Elisabeth Aufhauser, Geschlecht und Migration. Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in der internationalen Migration, in: Internationale Migration: Karl Husa/Christoph Parnreiter/Irene Stacher (Hg.), Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts?, Frankfurt a. M. 2000, 97–122.

<sup>138</sup> Vergleiche Lutz, Introduction.

<sup>139</sup> Das Gleiche gilt für die „Männlichkeitsforschung“: „Generell wurde bisher in der Maskulinitätsforschung das Thema Migration eher beiläufig erwähnt, migrantische Maskulinitäten als eigenständiges Thema wurden kaum behandelt. Lydia Potts/Jan Kühnemund, Einführung: Migration und Maskulinitäten, in: Lydia Potts/Jan Kühnemund (Hg.), Mann wird man. Geschlechtliche Identitäten im Spannungsfeld von Migration und Islam (= Studien Interdisziplinäre Geschlechterforschung 3), Bielefeld 2008, 7–15, 8.

<sup>140</sup> Ryan/Webster, Introduction, 4.

<sup>141</sup> Josef Berghold, Feindbilder und Verständigung. Grundfragen der politischen Psychologie, Wiesbaden 2007.

<sup>142</sup> Potts/Jan, Mann.

„problematischer Migration und Integration“ kreierten. In geradezu typischer Manier für die Migrationsforschung wurde auf aktuelle Debatten reagiert, versucht deren Un-Wahrheitsgehalt zu spezifizieren und solcherart „politisch“ agiert.<sup>143</sup>

Auch bei dem hier zur Rede stehenden Projekt waren es männliche Jugendliche, deren Migrationserfahrungen hinterfragt werden sollen. Die jungen Steirer erlebten in ihren Migrationen gleichsam „Übergangserfahrungen“.<sup>144</sup> Sie waren als „Nicht-Männer“/„Noch-nicht-Männer“ in die Schweiz gekommen, wurden ausgebildet (im Gegensatz zu den Frauen waren für sie die Möglichkeiten einer beruflichen Weiterentwicklung gegeben) und erlebten in der eigenen Wahrnehmung entscheidende Schritte zur Selbstständigkeit.<sup>145</sup> Die gesellschaftliche Ignoranz in Österreich für das Phänomen der Arbeitsmigrationen in die Schweiz dürfte auch mit der Jugendlichkeit der Protagonisten in Verbindung zu bringen sein, handelte es sich doch gerade eben nicht um „männliche“ Helden, die auszogen, um die Welt zu erobern.<sup>146</sup> Die steirischen Arbeitsmigranten in der Schweiz entsprachen nicht dem Bild hegemonialer Männlichkeit und fielen vermutlich auch deshalb, ähnlich ihren weiblichen Kolleginnen, durch das Raster öffentlicher Aufmerksamkeiten.

Mit der Fragestellung nach „männlichen“ und „weiblichen“ Erfahrungen und Identitäten und deren Verbindung und Beeinflussung durch und mit Migrationen wird ein relativ neues Forschungsfeld eröffnet.<sup>147</sup> Eine gemeinsame Behandlung vergeschlechtlichter Migrationserfahrungen von „Mann“ und „Frau“ in einem Text fand kaum statt.<sup>148</sup> Gerade im vorliegenden Fall erscheint die Möglichkeit einer Untersuchung „männlicher“ wie „weiblicher“ Erfahrungen als spannend und gewinnbringend. Die Verwobenheit von Zuschreibungen, Selbst- und Fremdwahrnehmung aufzuzeigen und anhand der Kategorie „Geschlecht“ zu verdeutlichen, ist unter anderem Ziel des Beitrages – lassen sich doch anhand

---

<sup>143</sup> Siehe dazu Michael Bommes, Nationale Paradigmen der Migrationsforschung, in: *IMIS-Beiträge* Themenheft Michael Bommes – Migration und Migrationsforschung in der modernen Gesellschaft. Eine Aufsatzsammlung (2011) 38, 15–52; Potts/Kühnemund, Einführung.

<sup>144</sup> Zu „Übergangszeiten“ (nach Turner geteilt in liminale wie liminoide) siehe auch: Andreas Kraft, „nur eine Stimme, ein Seufzer“. Die Identität der Dichterin Nelly Sachs und der Holocaust, Frankfurt am Main 2010, 22–26.

<sup>145</sup> Viele der Männer betonten es als sehr wichtig, nach einiger Zeit des Aufenthaltes in bestimmten Bereichen die alleinige Verantwortung übernommen zu haben.

<sup>146</sup> Zum Phänomen der kollektiven Nicht-Beachtung der österreichisch/steirischen Arbeitsmigrationen siehe Kapitel: „Staatliches Vergessen“.

<sup>147</sup> Ryan/Webster, Introduction, 1.

<sup>148</sup> Damit war und ist die Gefahr verbunden, jene Dichotomien, die aufzudecken und zu überwinden das Ziel darstellt, in Form einer „Gegenüberstellung“ erneut fest/neu zu schreiben. Die Autorin ist sich auch für die vorliegende Arbeit der Schwierigkeiten bewusst, versucht jedoch durch ständige Reflexion etwaige Fallen zu umgehen. Gleichzeitig ist darauf hinzuweisen, dass die Darstellung auf den Erzählungen von MigrantInnen beruht. In den Interviews zutage tretende Unterschiede sind Ausdruck der in ihrer historischen Gewachsenheit zu verstehenden Biografien und können solcherart Auskunft über gesellschaftliche Phänomene geben. Vergleiche dazu auch Kapitel „Persönliches Erinnern“ sowie Ursula Apitzsch, Migrationsbiographien als Orte transnationaler Räume, in: Apitzsch/Jansen (Hg.), Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse, Münster 2003, 65–80, 72 f.; Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?, 94–102.

des konkreten Beispielfalles interessante Muster nachweisen.<sup>149</sup> Die Fluidität gesellschaftlicher Kategorien wie Geschlecht kann anhand ihrer Bewegung durch „Raum und Zeit“ nachvollzogen werden.<sup>150</sup>

Dem Aspekt einer Ethnisierung des Geschlechts ist in jüngster Zeit vermehrt Interesse geschenkt worden. Im Zuge der Diskussion intersektionaler Überlappungen diverser Differenzkategorien wurde darauf hingewiesen, welche stark konstruierten Mustern „fremdsein“ beziehungsweise als „fremd“ wahrgenommen zu werden, unterliegt. So ist für die vergangenen Jahrzehnte im deutschsprachigen Raum eine Konstituierung der „Türk\_innen“ als „Fremde“ nachgewiesen worden. Insbesondere Frauen fungierten als Modelle und ihnen kam verstärkte Aufmerksamkeit zu, wobei die sogenannte „Kopftuchdebatte“ ein zentrales, konstitutives Element bildete.<sup>151</sup> Die historische Perspektive eröffnet den Blick auf Traditionslinien wie auch Veränderungen derartiger Wahrnehmungsmuster, wobei Kontinuitäten und Verschiebungen von „Fremdheitsmustern“ nachzuzeichnen – und damit deren Konstruktivität offenzulegen – sind. Die Kontextualisierung von Differenzkategorien stellt ein zentrales Element für deren Verständnis dar.<sup>152</sup> Ruokonen-Engler wies am Beispiel rezenter Migrationen finnischer Frauen nach Deutschland Deutungsmuster nach, wonach diese Einwanderinnengruppe eindeutig nicht als solche wahrgenommen wird, und brachte dies mit dem Stichwort der „unsichtbaren Migrantinnen“ zum Ausdruck.<sup>153</sup> Verschiedene Faktoren können als hierfür ausschlaggebend angenommen werden: die Herkunft aus einem geografisch nahe gelegenen Land, ausgestattet mit hohem sozialen und wirtschaftlichen Standard, die Zuschreibung zu einer als zwar „anders“, aber nicht „fremd“ interpretierten Kultur sowie als weiterer zentraler Punkt ihr „Weißsein“<sup>154</sup> sind

---

<sup>149</sup> Geschlecht muss dabei sowohl als „Strukturkategorie“ als auch als „soziale Konstruktion“ gedacht werden. Die Herstellung von Differenzen und deren „Auswirkungen“ stehen im Mittelpunkt des Interesses. Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?, 66 f.

<sup>150</sup> Ryan/Webster, Introduction, 1.

<sup>151</sup> Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?.

<sup>152</sup> „Erst die Kontextualisierung ermöglicht ein Verständnis der sehr unterschiedlichen damit verbundenen Verhältnisse, das mit einer historischen Sichtweise verbunden werden muss. Dabei gilt es, das jeweilige Verhältnis von historischer Kontinuität und Brüchen genau zu betrachten und Kontinuität nicht einfach voraus zu setzen.“ Lenz 1996, 215, zitiert nach: Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?, 69.

<sup>153</sup> Die Publikation trägt bereits diesen Titel: Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?.

<sup>154</sup> Ruokonen-Engler fordert in der Tradition der „Critical-Whiteness-Studies“ ein, dass vor allem der Aspekt des „Weißseins“ Beachtung finden müsse, wird er doch als eine Art des „Ausgangsstadiums“ definiert an dessen Grundlage sich sämtliche weiteren Kategorien der Ethnisierung orientieren. [Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?] Forschung muss sich dessen bewusst sein und die als „das Eigene“ definierte Position kritisch hinterfragen. Aktuelle Ansätze greifen diesen Punkt als zentralen Forschungsgegenstand auf. Siehe beispielsweise das Projekt von Mechthild Vacano, in dessen Rahmen in Indonesien nicht die „fremden, exotischen Einheimischen“, sondern deutschsprachige Tourist\_innen „beforscht“ werden. Jan Severin: Rezension zu: von Vacano, Mechthild: Reise-Reflexionen – Selbst-Bilder. Eine rassismuskritische Studie über Ethnotourismus in Tana Toraja, Indonesien. Berlin 2010, in: H-Soz-u-Kult, 13.07.2012, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2012-3-034>.

als entscheidende Indikatoren zu nennen.<sup>155</sup> Frauen und Männer aus der Steiermark dürften, diesen Überlegungen folgend, in der Schweiz mit ähnlichen Deutungsversuchen konfrontiert worden sein. Geografische Nähe, eine Konstanz historischer Beziehungen, Deutsch, als in einem großen Teil der Schweiz gebrauchte Sprache, wären geeignete Anhaltspunkte einer derartigen Argumentationsführung. Tatsächlich eignen sie sich in bedingtem Ausmaß für eine tiefgreifende Analyse, wie die in Interviews wiedergegebenen Berichte verdeutlichen. Ethnisierende Momente waren keinesfalls zentrale Themen des Auslandsaufenthaltes, jedoch angesichts einer Reihe von Erzählungen und Erklärungsansätzen von Interviewpartner\_innen ebenso wenig als obsoleter Fragestellung zu verstehen. So sind vielfach ethnische Hierarchisierungen erkennbar und es gilt hierbei insbesondere die Verschränkung und „Kreuzung“<sup>156</sup> mit Aspekten einer sozialen „Klassifizierung“ zu berücksichtigen.<sup>157</sup> Im Sinne des Konzepts der „Intersektionalität“ ist der Versuch zu unternehmen, Differenzlinien, Bevorzugungen und Benachteiligungen in ihrem Wechselspiel aufzuzeigen und zu hinterfragen. So wurden die Steirer\_innen in der Schweiz aufgrund ihres „Weißseins“ zwar nicht automatisch als „fremd“ definiert, unterlagen aber dennoch einer Ethnisierung, die in erster Linie auf den sozialen Faktoren ihrer Herkunft aus Österreich (das als – in Folge des Krieges – armes, wirtschaftlich rückständiges Land galt) und ihrer beruflichen Positionierung (in den als minderwertig erachteten Hilfs- und Dienstleistungsbereichen) basierte. Die zahlreichen Bemühungen der Arbeitsmigrant\_innen, „sich anzupassen“ und nicht aufzufallen, sind in diesem Zusammenhang einzuordnen. Ebenso wie auch die Bemühungen um ein rasches Erlernen „Schweizerischer“ Gegebenheiten und die Freude „am Schluss für Schweizer gehalten“ worden zu sein, vor dem Hintergrund einer Vermeidung des „Fremdseins“ zu verstehen sind. Den steirischen Männern fiel dies insofern leichter, als ihnen dank der beruflichen Aufstiegschancen die Möglichkeit der sozialen Eingliederung in die Schweizer Gesellschaft gegeben war.

Bereits aus der erfolgten Auflistung genderspezifischer Fragestellungen der steirischen Migrationen wird deren Vielschichtigkeit und damit auch Relevanz innerhalb eines

---

<sup>155</sup> Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?.

<sup>156</sup> Der intersektionale Ansatz greift – wie im Wort bereits angelegt – das Bild der Kreuzungen auf. Demnach sollen sich kreuzende Kategorisierungen in ihren Verschränkungen untersucht und nicht als einander ergänzende Elemente additiv betrachtet werden. Die Symbolik der „Kreuzung“ rief jedoch auch Kritik hervor: missverständliche Interpretationen im Sinne getrennter, nebeneinander verlaufender, einander bis zum Zeitpunkt der „Kreuzung“ nicht berührender Differenzen könnten entstehen. Gerade dieses Bild entspricht jedoch nicht der Forderung, die ständige Verwobenheit und wechselseitige Beeinflussung – deren Grad jedoch nicht als Konstante zu denken ist, sondern vielmehr große Kontextabhängigkeit aufweist – differenter „flüssiger Handlungskategorien“ zu berücksichtigen. Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?, 72; Katrin Huxel, Männlichkeit kontextualisieren – Eine intersektionale Analyse, in: Potts/Kühnemund (Hg.), Mann wird man, 65–78.

<sup>157</sup> Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?, 344–346.

„Gesamtbildes“ deutlich. Dementsprechend wird auch in der weiteren Darstellung der Versuch unternommen, stets die Bedeutung des Faktors Geschlecht mitzudenken. Diese soll jedoch nicht allein im Sinne intersektioneller Analysen<sup>158</sup> problematisiert werden, vielmehr wird auch weiterhin der Aspekt der Chancenwahrnehmung Betonung erfahren.

Das flexible Agieren der Migrant\_innen ist mit überkommenen Modellen der Migrationsforschung nicht greifbar. Der in den letzten Jahren geradezu florierende Ansatz des „Transnationalismus“ eröffnet dahingehend neue Möglichkeiten, bereitet aufgrund seiner begrifflichen Vielschichtigkeit aber durchaus auch Schwierigkeiten und soll daher im Anschluss kritisch diskutiert werden.

### **Trans-Migrationen – subversive Herausforderung?**

Das Konzept des Transnationalismus stellt den Versuch dar, die lange Jahre vorherrschende statische Sichtweise von Migrationsvorgängen zu überwinden und deren Dynamik aufzuzeigen. Ansätze einer fixen historischen Zuschreibung des Transnationalismus beziehungsweise einer Verknüpfung des Konzeptes mit bestimmten, zeitlich klar definierten Migrationen erscheinen dabei weniger von Relevanz als vielmehr der Versuch eines grundsätzlichen Neudenkens migratorischer Bewegung.<sup>159</sup> Vorstellungen von einmaligen, abgeschlossenen Vorgängen wurden zugunsten von Überlegungen eines prozessualen Charakters von Migration aufgegeben.<sup>160</sup> Die Ankunft in einem „Zielland“ wird demnach nicht als Abschluss des Migrationsprozesses gedeutet. Vielmehr ist zu berücksichtigen, dass vielfach weiterhin enge Beziehungen zu der „Ausgangsregion“ bestehen, Netzwerke zu anderen Migrierenden aufgebaut und gehalten werden und somit die Bildung „transnationaler Räume“ konstatiert werden kann.<sup>161</sup> Die Vorstellung von nationalstaatlichen Grenzen als „unüberschreitbare“ Hürden konnte infrage gestellt werden, indem Praktiken der Migrant\_innen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückten. Die Kompetenz der

---

<sup>158</sup> Huxel, Männlichkeit, 65–78.

<sup>159</sup> So wurden Diskussionen geführt inwiefern „Transnationalismus“ als Charakteristikum von Migrationsverläufen ab den 1990er-Jahren angesehen werden kann. Wobei in erster Linie die Definition von „Transnationalismus“ entscheidend erscheint. Wird das regelmäßige „Pendeln“ zwischen zwei Staaten als Kriterium herangezogen, können grundsätzlich nur äußerst wenige Migrationen als transnational bezeichnet werden. „Andere Wissenschaftler\_innen weisen darauf hin, dass Migrationen durchaus auch ohne regelmäßige Mobilität und gleichmäßige Integration in zwei gesellschaftliche Kontexte transnational sein können.“ Juliane Karakayali, Transnational Haushalten. Biografische Interviews mit care workers aus Osteuropa, Frankfurt a. M. 2010, 26, 29 f.; Apitzsch, Migrationsbiographien, 67–69.

<sup>160</sup> David Johannes Berchem, Wanderer zwischen den Kulturen. Ethnizität deutscher Migranten in Australien zwischen Hybridität, Transkulturation und Identitätskohäsion, Bielefeld 2011, 498 f.

<sup>161</sup> Gerade Raumvorstellungen spielen eine zentrale Rolle. Das von Ludger Pries konzeptionalisierte Bild an- und aufeinandergestapelter sozialer Räume sollte den transnationalen Charakter von Migrationen beschreiben. Vergleiche Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?, 85.

Migrant\_innen in der Überwindung beziehungsweise Handhabung nationaler Vorgaben ist groß und in vielfältiger Form nachweisbar, weshalb den Migrierenden und ihren Aktivitäten teilweise subversiver Gehalt gegenüber einer „starren“ Nationalstaatlichkeit zugeschrieben wurde.<sup>162</sup> Gerade entlang dieses Punktes ist jedoch auch die Überbetonung migrantischer Unabhängigkeit zu hinterfragen. Denn in der Hervorhebung der Selbstbestimmtheit werden strukturelle Vorgaben und Einschränkungen beziehungsweise Schwierigkeiten, mit denen sich Migrant\_innen konfrontiert sehen, vielfach nicht berücksichtigt. Zwar ist vom Automatismus einer Viktimisierung, wie er oftmals zu beobachten war, deutlich Abstand zu nehmen, dennoch müssen auch außerhalb des Kompetenzbereichs der Migrant\_innen liegende Faktoren und deren Auswirkungen auf die jeweilige Lebensgestaltung Berücksichtigung finden.<sup>163</sup> Gleichzeitig ist auch die Begrifflichkeit einer kritischen Überprüfung zu unterziehen, da mit der großen Beliebtheit des Konzepts durchaus auch Beliebigkeit einherging. Zudem besteht die Gefahr, wie in jüngster Zeit vermehrt angemerkt wurde, dass der Begriff „transnational“ genau jene Größen fort- und festschreibt, für deren Überwindung er gefeiert wird.<sup>164</sup> Insbesondere um der im deutschen Sprachgebrauch dem Begriff „Nation“ anhaftenden Konnotation zu entgehen, fand die Umschreibung „Transstaatlichkeit“ Eingang in theoretische Überlegungen. Teilweise als schlichtes Synonym verwendet<sup>165</sup>, wurde das Wort ebenso zum Einsatz gebracht, um neue Konzeptionen zu verdeutlichen: Da bei vielen Migrant\_innen nicht von mehrfacher „nationaler“ Zugehörigkeit (in der deutschsprachigen Konnotation der Begrifflichkeit) ausgegangen werden kann, wird solcherart ihre Beziehung zu mehreren Staaten versinnbildlicht.<sup>166</sup> Dem könnte entgegengehalten werden, dass damit dem offenen Raumkonzept, das dem Gedanken des Transnationalismus zugrunde lag, zuwider gelaufen wird. Der Staat als starrer „Behälter“ erlangt durch den Umweg der Benennung erneut definitorische Macht. Der Begriff der Transkulturalität wiederum impliziert – ungewollt – das Pendeln zwischen zwei oder mehreren Kulturen, die solcherart als statische Größen erscheinen; der „hybride“ Charakter von „Kultur“ droht übersehen zu werden. Aufgrund der genannten Schwierigkeiten der Definition, um jedoch auch dem „Trans“-Konzept in seiner Innovationskraft Rechnung zu tragen, wird für diese Arbeit der Begriff der „Trans-Migration“ eingeführt. „Trans-Migration“ ist frei von nationalstaatlichen Zuschreibungen und bietet in seiner Offenheit neue, „unbelastete“ Interpretationsmöglichkeiten an. Die Unbestimmtheit des offenen Ausgangs, der vielen

---

<sup>162</sup> Karakayali, Transnational Haushalten, 29.

<sup>163</sup> Karakayali, Transnational Haushalten, 29.

<sup>164</sup> Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?, 85.

<sup>165</sup> Vergleiche Apitzsch, Migrationsbiographien, 70.

Migrationen zu eigen war und ist, kann zum Ausdruck gebracht werden, denn: „Transmigration führt nicht unbedingt zur Sesshaftwerdung und Integration an nur einem Wohnort, sondern lässt sich mit einer Art von Oszillation zwischen Regionen und Kulturen charakterisieren.“<sup>167</sup> Die steirischen Schweiz-Migrant\_innen sind als „typische“ Transmigrant\_innen zu verstehen. Ob der relativ kurzen Dauer ihres Aufenthaltes und dem stets als offen konzipierten Verlauf kam es tatsächlich nie zu einer von ihnen empfundenen „Sesshaftigkeit“ in der Schweiz.<sup>168</sup> Arbeits- und Wohnverhältnisse waren nicht auf Dauerhaftigkeit konzipiert, gerade das enge Zusammenleben mit den Arbeitgeber\_innen wirkte einer tatsächlichen gesellschaftlichen Eingliederung entgegen. Zwar bestanden immer wieder Kontakte mit Schweizern und Schweizerinnen, die jedoch in der Rückschau als wenig gehaltvoll beschrieben werden. Enge Beziehungen kamen demnach lediglich aus dem Netzwerk mit anderen – zumeist österreichischen – Arbeitsmigrant\_innen zustande. Der Bezug zur Herkunftsregion blieb mittels Briefen und „Heimaturlauben“ stets aufrecht, wurde teilweise als sehr eng beschrieben. Dennoch ist die Lebenssituation als offen gestaltet zu bezeichnen. Eine „Vereindeutlichung“ im Sinne einer Festlegung des gegenwärtigen oder gar zukünftigen Lebensmittelpunktes oder der Planung des weiteren Migrationsverlaufes fand kaum jemals statt.

Auch die, an vorangegangener Stelle als charakteristisches Merkmal der Migrationen in die Schweiz postulierte, Chancenwahrnehmung ist als transmigratorische Praxis zu interpretieren. Staatliche Vorgaben, sowohl von österreichischer als auch von Schweizer Seite, stellten wichtige Kriterien dar und beeinflussten Migrationsverläufe auf entscheidende Weise. In der Wahrnehmung der Migrant\_innen waren die offiziellen Bestimmungen Randerscheinungen, deren Einfluss lediglich von vorübergehender Bedeutung waren: Erzwang beispielsweise das Ablaufen einer Aufenthaltsgenehmigung die Ausreise, so erfolgte ja ohnedies wenige Monate später die Wiedereinreise. In der flexiblen Reaktion auf gesetzliche Bestimmungen wird die selbstbestimmte Ausgestaltung der Migrationswege offenkundig. Nationalstaatlichen – von paternalistischen Ideen getragenen – Vorstellungen der Einflussnahme und Reglementierung wird damit zuwidergelaufen, weshalb aus dieser Perspektive der Gedanke der Subversion nochmals in die Überlegungen aufzunehmen ist. Der subversive Gehalt transmigratorischer Bewegung ist demnach nicht in der bewussten oder unbewussten Umgehung, Ausreizung oder Überschreitung staatlicher Bestimmungen zu finden, sondern vielmehr im „kreativen“ Umgang mit deren – nicht zu verleugnenden – Auswirkungen und dem damit verbundenen

---

<sup>166</sup> Jörg Becker, Erdbeerpflücker, Spargelstecher, Erntehelfer. Polnische Saisonarbeiter in Deutschland – temporäre Arbeitsmigration im neuen Europa, Bielefeld 2010, 38 (FN 3).

<sup>167</sup> Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?, 87.



Aufzeigen der Grenzen staatlicher Reglementierungsmöglichkeiten.

## **5.) Migrationen in die Schweiz – Außenwahrnehmungen**

Im Rahmen des folgenden Kapitels wird der Versuch unternommen, ein „Gesamtbild“ der steirischen Migrationen in die Schweiz zu entwerfen. Die Zusammenfassung trägt notwendigerweise Überblickscharakter und ist daher in zahlreichen Punkten vereinfachend, beziehungsweise trägt sie abweichenden Einzelerfahrungen nur in äußerst begrenztem Umfang Rechnung. Die Leser\_innen erhalten jedoch die Möglichkeit, zentrale Aspekte der Migrationsbewegung in einer Art Gesamtschau zu überblicken. Zudem sollen Überlegungen zu kollektiven Erfahrungsmustern angestellt werden. Vor dem Hintergrund dieser Folie werden in einem weiteren Schritt die Biografien und jeweiligen Erfahrungen der Männer und Frauen präsentiert, deren Migrationen den Ausgangspunkt der historischen Betrachtung bildeten. Solcherart wird abschließend der Fokus auf die zentralen Personen der Untersuchung gelenkt.

In dem Versuch, Migration „be-greifbar“ werden zu lassen, wurde deren prozesshafter Charakter betont und eine Untergliederung in die drei Phasen „Entstehung von Wanderungsbereitschaft bis zur konkreten Entscheidung“, „Reise zum gewählten Zielort“ und „Eingliederung in die Aufnahmegesellschaft“ vorgenommen.<sup>169</sup> Grundsätzlich ist zu betonen, dass eine klare Abgrenzung der Phasen voneinander nicht möglich sowie unter Berücksichtigung transmigratorischer Realitäten eine – mehrfache, unter Umständen ständige – Wiederholung verschiedener Abschnitte mitzudenken ist. Zudem ist im Falle der steirischen Migrationen in die Schweiz eine Phasenverschiebung und -ergänzung vorzunehmen. So zeigt die Erfahrung, dass in der Erinnerung der Migrant\_innen der Entschlussfassung zur und Vorbereitung auf die Reise nur äußerst wenig Raum zukam, während die eigentliche Anreise zumeist sehr genau erinnert wurde. Vorlaufphase und Reise werden daher unter dem Titel des „Aufbruchs in die Schweiz“ dargestellt. Unter den verschiedenen, alle Lebensbereiche umfassenden Punkten des „Aufenthalts in der Schweiz“ werden Themen wie Arbeits- und Wohnverhältnisse und Freizeitverhalten als prägende Elemente Erwähnung finden. Der Sonderstellung der Migrationsbewegung Rechnung tragend, die zu einem Gutteil dem spezifischen Arbeitsfeld entspringt, erfolgt eine historische Kontextualisierung des

---

<sup>168</sup> Ansonsten ist durchaus die Gefahr gegeben „ewige Wanderer\_innen“ zu konstruieren.

<sup>169</sup> Hoerder/Lucassen/Lucassen, Terminologien, 32.

Arbeitseinsatzes der Steirer\_innen. Solcherart erschließt sich der Gehalt des Phänomens steirischer Arbeitsmigration, wobei als abschließender, entscheidender Faktor weiters noch die „Rückkehr in die Steiermark“ mitzudenken ist. Die gesamte Bewertung ihrer Migrationserfahrung durch die Migrant\_innen erfolgt in der erinnerten Rückschau vor dem Hintergrund der abschließenden Heimkehr. Ein Verständnis des Geschehens kann daher nur unter Einbeziehung dieses Punktes erlangt werden.

## 5.1.) Aufbruch in die Schweiz

Über lange Jahre hinweg wurde die Schweiz als Land des Überflusses imaginiert.<sup>170</sup> Die Vorstellung vom „Schlaraffenland“ konnte insbesondere in der Nachkriegszeit wahre Leuchtkraft hervorbringen und sich zum biografischen Entscheidungsträger entwickeln. Der Aufbruch aus dem zerstörten, unterentwickelten, engen Österreich, das keinerlei Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten schien, stellte daher für die zukünftigen Arbeitsmigrant\_innen keinen schweren Entschluss dar. Zumeist einer unbestimmten Idee folgend wurden kurzfristig die notwendigen Vorkehrungen getroffen, Pässe und Papiere beantragt. Trotz der Tatsache, dass die Mehrheit der Arbeitsmigrant\_innen bei den Eltern gelebt hatte, zumeist erstmals für längere Zeit von „zu Hause“ fortging, spielten die Eltern in der Entscheidungsfindung eine überraschend geringe Rolle. Zwar musste bei Minderjährigen die Zustimmung des Erziehungsberechtigten Elternteils oder Vormunds erfolgen, dennoch wurden Väter und Mütter meist vor vollendete Tatsachen gestellt – erwiesen sich in der überwiegenden Zahl der Fälle aber auch als umgehend einverstanden.<sup>171</sup> Die Möglichkeit des erheblich besseren Verdienstes in der Schweiz, die als Hauptgrund für die Migrationsentscheidungen fungierte, dürfte auch sie überzeugt haben. Die guten Lohnverhältnisse stellten ein entscheidendes Kriterium dar, waren jedoch keineswegs allein ausschlaggebend. Vielmehr war es ein Bündel unterschiedlicher Motivationen, wie der Wunsch, etwas „Neues“ kennenzulernen, allgemeines Fernweh und Ähnliches mehr, die in

---

170 Die Schweiz hatte bereits Ende des 19. Jahrhunderts und in der Zwischenkriegszeit zahlreiche Österreicher\_innen angezogen. Das Bild von einem Traumland Schweiz blieb auch weit über die Nachkriegsjahre hinaus bestehen und hatte auch migratorische Wirkkraft. Überlegungen, wonach in der Schweiz alles besser sei (besonders das politische System – was vor allem an der „Unabhängigkeit von der EU“ konkretisiert wird) sind bis in die Gegenwart präsent. Das Konzept der emotional geography könnte an dieser Stelle als hilfreicher Erklärungsansatz dienen. Mick Smith/Joyce Davidson/Laura Cameron/Liz Bondi, Introduction. Geography and Emotions – Emerging Constellations, [http://www.ashgate.com/SamplePages/Emotion\\_Place\\_and\\_Culture\\_Intro.pdf](http://www.ashgate.com/SamplePages/Emotion_Place_and_Culture_Intro.pdf).

<sup>171</sup> Einige der Interviewpartnerinnen zeigten sich überrascht, wie bereitwillig die Eltern sie gehen ließen. Lediglich in zwei Fällen wurden von den Vätern Bedenken geäußert beziehungsweise Bedingungen an die zu leistende Unterschrift geknüpft, wobei die Tochter dazu angehalten wurde, nicht in die französischsprachige Schweiz zu gehen – die Sprachhürde wurde als zu groß erachtet.

unterschiedlichen Kombinationen als Entscheidungsträger fungierten. Der spontanen Beschlussfassung entsprach eine sehr legere, wohl am treffendsten als unaufgeregt zu bezeichnende Vorbereitung der Reise. Von keinem/keiner der interviewten Arbeitsmigrant\_innen waren im Vorfeld konkrete Informationen zum zukünftigen Gastland eingeholt worden – ein Fakt, das eventuell auch damit zu erklären ist, dass Hoffnungen, auf das ersehnte Traumland zu stoßen, nicht zerstört werden sollten. Auch aus der Schweiz heimgekehrte, oder in der Steiermark urlaubende Migrant\_innen wurden daher kaum jemals zu den konkreten Gegebenheiten ihres Lebens in der Schweiz befragt. So kursierten lediglich vage Berichte über die zahlreichen Menschen in der Schweiz, die wiederum als Multiplikatoren wirkten. Die tatsächliche migrationsauslösende Entscheidung basierte somit zumeist auf „Hörensagen“. Gerüchte, die Idealvorstellungen eines zukünftigen Aufnahmelandes als Schlaraffenland gewissermaßen produzieren, stellen in migratorischen Zusammenhängen ein verbreitetes Phänomen dar, es scheint, dass es vermieden wird, genaue Informationen einzuholen – wohl um den einmal getroffenen Wanderungsentschluss nicht durch negative Berichte zu gefährden.<sup>172</sup>

So waren durchaus Kontakte aus der Steiermark in die Schweiz gegeben und transmigratorische Netzwerke spielten in der Anbahnung neuer arbeitsmigratorischer Bewegungen eine Rolle. Wurde in der Schweiz der Bedarf an Arbeitskräften im Umfeld bekannt, starteten vielfach vonseiten der Arbeitsmigrant\_innen Anwerbeversuche in der „Heimat“. Personen des näheren Umfeldes wurden angesprochen, oder -schrieben, „self generating migrational movements“ kamen zustande.<sup>173</sup> Jene Arbeitsmigrant\_innen, die „nachgeholt“ wurden, wiesen meist sehr enge – teils verwandtschaftliche – Beziehungen zu ihren „Kontaktpersonen“ auf. Neben dem Fakt einer relativ einfachen und unkomplizierten Möglichkeit der Kontaktaufnahme kommt darin wohl auch der Wunsch der Migrant\_innen zum Ausdruck, vertraute Personen in greifbarer Nähe zu haben. Diese Form der Anwerbung neuer Arbeitskräfte stellte dennoch eher die Ausnahme denn die Regel dar. Trotz der ab dem Beginn der 1950er-Jahre recht großen Zahl an österreichischen Migrant\_innen in der Schweiz und einem somit bald sehr breit verzweigten Personenreservoir blieben öffentliche Vermittlungswege gängige Praxis. Vor allem Stellenanzeigen in österreichischen Tageszeitungen stellten ein äußerst beliebtes Mittel der Kontaktaufnahme dar. Auch die Mehrheit der interviewten Steirer\_innen hatte auf eine Anzeige reagiert. Mit zunehmender Dauer des Phänomens „Arbeitsmigration in die Schweiz“ dürften ab der Mitte der 1950er-

---

<sup>172</sup> Siehe beispielsweise die Erzählungen polnischer ErntehelferInnen in Deutschland. Becker, Erdbeerpflücker.

<sup>173</sup> Michael John, Arbeitslosigkeit und Auswanderung in Österreich 1919–1937, in: Horvath/Neyer, Auswanderungen, 83–110, 98.

Jahre auch informelle Vermittlungen an Häufigkeit zugenommen haben. In der Erinnerung vieler Gesprächspartner\_innen hatten sie keinerlei Vergleiche zwischen verschiedenen Stellen angestellt, gleichsam die erstbeste Möglichkeit ohne weitere Überlegungen anzustellen ergriffen, und dies, obwohl laut eigenen Aussagen in den Zeitungen zahllose Angebote zu finden gewesen wären. Die Analyse des Anzeigenteils der „Kleinen Zeitung“ über mehrere Jahre hinweg führt zu einer Relativierung des Bildes: eine „Anzeigenschwemme“ aus der Schweiz ist erst ab der Mitte der 1950er-Jahre nachvollziehbar. Zuvor waren regelmäßige Einschaltungen aus der Schweiz gegeben, stellten jedoch kein Massenphänomen dar.<sup>174</sup> Gleichzeitig ist auch die Vorstellung, wonach Arbeitsplatzmangel in Österreich die Schweiz-Wanderungen vorangetrieben habe, klar von der Hand zu weisen. „Inländische“ Stellenangebote überwogen die schweizerischen zahlenmäßig bei Weitem.

War die Kontaktaufnahme mit den Arbeitgeber\_innen erfolgt, griffen sehr rasch die Vorbereitungen zur Abreise um sich. Die kurze Zeitspanne bis zum Aufbruch wird von der Mehrheit der Betroffenen wenig bis gar nicht erinnert. War ein Reisepass vorhanden, mussten vonseiten der Steirer\_innen keine weiteren Schritte gesetzt werden, da die notwendigen Schweizer Papiere, wie Arbeitserlaubnis und Aufenthaltsgenehmigung, von den zukünftigen Arbeitgeber\_innen beigebracht wurden.<sup>175</sup> Eine Interviewpartnerin formulierte treffend: „Ich hätte ja eh nichts zusammenpacken können, ich habe ja nichts gehabt“ und erfasste damit den Grundtenor vieler Biograf\_innen.<sup>176</sup> Die Phase vor der Abreise scheint zu kurz und unspektakulär verlaufen zu sein, um ausführlich erinnert zu werden.

Der „verschwommenen“ Vorbereitungszeit steht ein vielfach sehr lebhaftes Bild der Reise in die Schweiz gegenüber. Die stets per Bahn angetretene Fahrt stellte ein Ereignis dar, war es doch für die überwiegende Mehrheit der Steirer\_innen das erste Fortfahren von „daheim“, teilweise gar die erste Zugfahrt des Lebens. Vor allem einigen der Frauen fiel der endgültige Aufbruch schwer, die bei der Verabschiedung weinende Mutter blieb als eindrückliche Szene verhaftet. Überraschend wenige der Gesprächspartner\_innen thematisierten mit der neuen, unbekanntem Situation verbundene Ängste oder Aufregung, wurden Unsicherheiten erwähnt, geschah dies meist in scherzhafter Weise. So war es mehrfach zu der unangenehmen Situation gekommen, dass die in der Schweiz Angekommenen am Bahnhof standen und im wahrsten Sinne des Wortes orientierungslos waren. Nur einige wenige der Arbeitsmigrant\_innen

---

<sup>174</sup> Vor allem in den frühen Jahrgängen gilt es, die Anzeigen aus der Schweiz in der Masse steirischer Annoncen regelrecht zu suchen. 1955 wiederum beherrschte tatsächlich eine Vielzahl von Anfragen Schweizer Arbeitgeber\_innen den Anzeigenteil der „Kleinen Zeitung“.

<sup>175</sup> Einige Frauen, die in der ersten Projektphase befragt wurden und die bereits unmittelbar nach Kriegsende gereist waren, berichteten von einem umständlicheren Prozedere. Sie konnten sich zwar nicht an den genauen Ablauf erinnern, betitelten aber die noch streng gehandhabten Zonengrenzen als hauptverantwortlich für den zusätzlichen Aufwand.

wurden abgeholt, für viele bedeutete der Weg zu den Arbeitgeber\_innen eine Suche. Ein gewisser Stolz über die Überwindung auch dieser Hürde wurde in den Erzählungen spürbar. Zumal das Ankommen auch mit dem Schock verbunden war, die deutschsprachigen „Einheimischen“ nicht verstehen zu können. Das Schweizerdeutsch stellte anfänglich eine wahre Hürde dar, mit deren Existenz keine/r der Interviewpartner\_innen gerechnet hatte. Sie hätten gar nichts verstanden, seien während der ersten Tage und Wochen auf das Wohlwollen und die Hilfe der Chef\_innen angewiesen gewesen, erinnerten sich viele. Die Phase der Eingewöhnung war dennoch meist kurz und kaum mit Schwierigkeiten verbunden. Niemand erlebte langfristiges Heimweh – das hätte es zwar gegeben, die Betroffenen wären dann aber rasch wieder nach Österreich zurückgekehrt, wurde erzählt.

Das aufgrund der offenen Konzeption des Aufenthaltes gegebene Gefühl, ohnedies nicht „fix“ in der Schweiz zu sein beziehungsweise bleiben zu müssen, dürfte das erste Einleben erleichtert haben, zu einem spielerischen, freien Umgang mit den Gegebenheiten beigetragen haben, der in weitere Folge auch große Teile des Aufenthaltes prägte.

## **5.2.) Aufenthalt in der Schweiz**

Die Monate und Jahre, die in der Schweiz verbracht wurden – die durchschnittliche Aufenthaltsdauer der interviewten Steirer\_innen bewegte sich zwischen zwei und vier Jahren<sup>177</sup> –, schätzten nahezu alle Biograf\_innen als schöne und erfüllte Phase ein. Einige von ihnen bezeichneten den Schweizaufenthalt als „glücklichste Zeit“ ihres Lebens. Die Arbeit nahm einen Gutteil der in der Schweiz verbrachten Zeit und auch der Erinnerungen der Arbeitsmigrant\_innen ein. Das Verhältnis zu den Arbeitgeber\_innen erlangte dabei zentrale Bedeutung. Vor allem in der Phase der Eingewöhnung war ein gutes Verhältnis wichtig – die Chefinnen und Chefs waren die nahezu einzigen Bezugspersonen und die Steirer\_innen waren beispielsweise beim Erlernen des Schweizerdeutsch von deren Hilfe abhängig. Eine relativ enge Bindung entstand, selbst richtiggehend ausbeuterisches Verhalten der Arbeitgeber\_innen wurde nicht als solches definiert.<sup>178</sup> Es wurde stets ein gutes Einverständnis betont, die Arbeitsbedingungen seien hart, aber fair gewesen, lautete die einhellige Meinung. Ein nahezu

---

<sup>176</sup> Interview Frau K. – „Haustochter gesucht“.

<sup>177</sup> Einige der InterviewpartnerInnen kehrten bereits nach dem Ablauf ihres ersten Arbeitsvertrages nach einem halben Jahr wieder in die Steiermark zurück. Im Gegensatz dazu betrug die längste Aufenthaltsdauer 10 Jahre, die in unregelmäßiger Abfolge von aufeinanderfolgenden Arbeitseinsätzen bestimmt waren.

<sup>178</sup> Eine Frau erzählte etwa davon, auch mit Gipsfuß gearbeitet zu haben, weil ihr der Chef gesagt hatte, sie würde nur bezahlt, wenn sie auch entsprechende Leistungen erbringen würde.

familiäres Verhältnis wurde heraufbeschworen, den Frauen diene als Unterstützung der Begriff „Haustochter“, der als Beleg für die enge Einbeziehung in die Familie der Arbeitgeber gewertet wurde. Gleichzeitig bestand ein äußerst pragmatischer Umgang in der Beziehung zu den Chef\_innen. Mehrheitlich wurden Dienstverhältnisse flexibel wahrgenommen und gehandhabt. Präzise Kosten-Nutzen-Rechnungen wurden angestellt und gute Stellenangebote unverzüglich genutzt, weshalb dementsprechend häufige Arbeitsplatzwechsel vorgenommen wurden. Ein enges Verhältnis zu den – ehemaligen – Arbeitgeber\_innen spielte in der Entscheidungsfindung eine untergeordnete Rolle. So gilt es an dieser Stelle nochmals zu betonen, dass die Arbeitsmigrant\_innen als selbstständige Gestalter\_innen ihres Aufenthaltes auftraten, die Chancenwahrnehmung als zentraler Aspekt der steirischen Migrationen in die Schweiz zu verstehen ist.

Die spärlich bemessene Freizeit wurde mit Freund\_innen – in der überwiegenden Mehrzahl handelte es sich um andere Arbeitsmigrant\_innen – verbracht. Kleine Ausflüge wurden unternommen, Sport betrieben, Feste besucht. Das Bestehen zahlreicher Österreicher-Clubs verweist auf das Bedürfnis, sich mit Menschen zu treffen, die ähnlichen Erfahrungshintergrund besaßen.<sup>179</sup> Zudem wurde in den Clubs dem Gefühl entgegengewirkt, als Arbeitsmigrant\_innen nie vollständig anerkannt zu werden, „nie ganz dazuzugehören“, wie einige Interviewpartner\_innen es formulierten. Als „Östricherli“ sei man beliebt gewesen, „gutmütig, gemütlich und vor allem fleißig und hart arbeitend“ waren die Attribute der positiven Diskriminierung, die den Steirer\_innen entgegengebracht wurden.

Ausgrenzungen wurden wahrgenommen, zumeist jedoch in Zusammenhang mit anderen thematisiert. Viele der Gesprächspartner\_innen erinnerten sich etwa an die Bezeichnung „Tschinkerle“, die für die zahlreichen italienischen Arbeitskräfte in der Schweiz üblich war. Auch fühlten sie sich gegenüber Arbeitsmigrant\_innen anderer nationaler Herkunft als Österreicher\_innen privilegiert: Deutsche und Italiener\_innen seien deutlich weniger geschätzt worden, wurde erzählt. Es stellt sich dabei durchaus die Frage, ob die Abwertung der eigenen Person, die durch Diskriminierung geschieht, durch Verdrängung „ungeschehen“ gemacht wurde. Aus anderen Zusammenhängen ist bekannt, dass die Migrationserfahrung als Teilaspekt von Zurückweisungen, die im Ankunftsland erfahren werden, zu verstehen ist. Sie spielt eine Rolle, wird jedoch nicht als entscheidender Faktor interpretiert.<sup>180</sup>

---

<sup>179</sup> Derartige Clubs bestanden zumeist nur im städtischen Umfeld (wo sich eine entsprechende Anzahl österreichischer Arbeitsmigrant\_innen aufhielt) und gingen auf Privatinitiativen engagierter Einzelpersonen zurück. Im Zuge der regelmäßigen Treffen wurden Ausflüge unternommen, Bälle veranstaltet und Ähnliches mehr.

<sup>180</sup> In der Ethnopschoanalyse wird auf den ödipalen Konflikt als wichtig für die Etablierung männlicher Identität(en) hingewiesen. Siehe dazu beispielsweise: Evelyn Heinemann, *Männlichkeit, Migration und Gewalt: Psychoanalytische Gespräche in einer Justizvollzugsanstalt*, Stuttgart 2008, 37–40.

Tatsächlich waren die Interviewpartner\_innen laut eigener Einschätzung auch niemals mit negativen Erlebnissen in Form von ihnen entgegengebrachter Xenophobie konfrontiert, fühlten sich jedoch im Sinne einer Hierarchisierung niemals „auf einer Stufe“ mit den Schweizerinnen und Schweizern anerkannt. Eine Art Dulder\_innen-Mentalität, die Anpassung an Schweizer Vorgaben und Erwartungen wurde als Erfolgsrezept eines erfolgreichen Arbeitsaufenthaltes konzipiert. Gleichzeitig wurden jedoch auch die zahlreichen Möglichkeiten, die das Arbeiten in der Schweiz eröffnete, betont. Die soziale Überwachung durch die Dienstgeber\_innen bot trotz aller Einschränkungen zumeist weit größeren Spielraum, als er im Elternhaus gegeben war. Das selbstverdiente Geld konnte im Schweizer Warenangebot nach freiem Ermessen eingesetzt werden, ein erster Konsumgenuss eröffnete sich den Steirer\_innen, die noch heute mit Begeisterung von dem vielfältigen Warenangebot berichten. Vielfach wurde von der ersten Banane erzählt, die in der Schweiz verzehrt wurde; das Schokoladesortiment stellte mit seiner in den Augen der Steirer\_innen riesigen Auswahl eine wahre Herausforderung dar.<sup>181</sup> Die Interviewpartner\_innen konnten zumeist lediglich vage Aussagen über die Höhe des ihnen gezahlten Lohnes treffen. Die Durchsicht der Zeitungsannoncen ermöglicht es nunmehr, auch ein Bild der Lohnverhältnisse zu entwerfen. Immer wieder finden sich Angaben der zu erwartenden Lohnsumme, wobei eine überraschend große Spannbreite möglicher Summen gegeben war, die sich zwischen 100 und 200 Franken bewegte.<sup>182</sup> Das Vorgehen, bereits in den Annoncen die zu erwartende Bezahlung zu thematisieren, wurde mit zunehmender Dauer des Phänomens der steirisch/österreichischen Arbeitsmigration häufiger. Zunächst waren Hinweise auf die Bezahlung zumeist in der Formel „rechter Lohn“ zu finden. Zunehmend kommt es jedoch zur Nennung konkreter Zahlen, wobei teilweise sogar der Wert in beiden Währungen – Franken und Schilling – wiedergegeben wird.<sup>183</sup> Eine steigende „Professionalisierung“ sowohl aufseiten der Arbeitgeber\_innen als auch der Migrant\_innen kann angenommen werden.

Die Sozialisation der 1930er- und 40er-Jahre berücksichtigend stellte der Auslandsaufenthalt – insbesondere für die jungen Frauen – ein enormes Emanzipationspotenzial dar. Die Auslandserfahrung war eine Besonderheit, Männer wie Frauen galten als weitgereist und

---

<sup>181</sup> „Ich wollte nur eine Tafel Schokolade kaufen, habe gar nicht gewusst, welche ich nehmen soll“, wurde vielfach formuliert.

<sup>182</sup> Dies trifft sich mit den Angaben der Biograf\_innen, bei denen jedoch häufig Verwechslungen gegeben waren (Schilling, Franken und Euro wurden oftmals in der Benennung vertauscht). Die „verschwommenen“ Erinnerungen an die Bezahlung belegen jedoch auch, dass der Lohn keineswegs das alleinige Kriterium darstellte, in die Schweiz zu gehen. Vergleiche dazu den Annoncen-Teil der „Kleinen Zeitung“.

<sup>183</sup> Interessant erscheinen in diesem Zusammenhang Annoncen, die eine Spanne von bis zu 40 Franken eröffnen („Lohn zwischen 120 und 160 Franken“), wobei zumeist nicht klar wird, welche Bedingungen an die Auszahlung der Höchstsumme geknüpft sind. Lediglich einmal findet sich die Formulierung, wonach bei besonders guter Leistung ein Lohn in der Höhe „bis zu“ 150 Franken zu erwarten sei.

zelebrierten ihren Status besonders bei Heimaturlauben.<sup>184</sup> Geschenke an die Daheimgebliebenen – vorzugsweise in Österreich nur schwer erhältliche Produkte – dienten der Untermauerung der Sonderstellung. Die in der Schweiz als Hilfskräfte wenig beachteten Arbeitsmigrant\_innen konnten solcherart in der „Heimat“ Aufmerksamkeit und Bestätigung erfahren.

Ambivalenz kommt auch in einem historischen Vergleich der „dienstlichen“ Positionierung der Arbeitsmigrant\_innen zum Tragen. Gerade aus migrationsforscherischer Sicht erscheint eine Analyse spannend, waren es doch die Arbeitskräfte von „außen“, die über eine gewisse Zeitspanne hinweg dazu beitrugen, ein bereits überkommenes System aufrechtzuerhalten, und die sich dabei in einer Zwischenstellung bewegten.

### **Historische Kontextualisierung**

Der Zeitraum der Betrachtung von 1945 bis 1955 wurde bewusst gewählt. Die Koinzidenz mit der österreichischen Nachkriegszeit ist dabei lediglich in jenem übertragenen Sinn von Bedeutung, als die, während dieser Jahre vielfach wirtschaftlich angespannte beziehungsweise arbeitsmarktpolitisch schwierige Situation Migrationsentscheidungen und -bewegungen mit beeinflusste. Vielmehr stellten die Arbeitsverhältnisse, die während der genannten Zeitspanne eingegangen wurden, die Lebensverhältnisse, die die Migrationsbewegung prägten, historische Sonder- und Übergangsformen dar. Der Wandel vollzog sich dabei – auf einer begrifflichen Ebene gefasst – vom „Dienst“-Tun zu Angestelltenverhältnissen. Trotz der weitgehenden arbeitsweltlichen Trennung von Frauen und Männern waren beide Geschlechter gleichermaßen betroffen.

Es ist vielfach zu beobachten, dass Migrant\_innen in jenen Berufszweigen Beschäftigung finden, die von den sogenannten „Einheimischen“ nicht – mehr – als Arbeitsplätze in Erwägung gezogen oder schlichtweg abgelehnt werden. Die Phase zwischen 1945 und 1955 stellte insofern eine Besonderheit dar, als von den Arbeitsmigrant\_innen bestimmte Berufsprofile erfüllt wurden, die mit Mitte der 1950er-Jahre beinahe gänzlich ihre Relevanz einbüßten. So etwa im Falle der weiblichen Migrierenden die „live-in“-Thematik, die abgeschlossen schien, gerade aber in jüngerer Zeit ein erstaunliches Revival erlebt. Damit ist bereits ein zentraler Aspekt des Angestelltenverhältnisses der Steirerinnen in der Schweiz angesprochen. Dessen Analyse und der damit verbundene Versuch einer historischen Einordnung sollen in der Folge vorgenommen werden, ehe die Fragestellung auch für die

---

<sup>184</sup> So wurde – insbesondere von den Frauen – darauf geachtet, bei der Ankunft im Heimort besonders chic



männlichen Arbeitsmigranten zur Anwendung gelangt.

### Frauen zwischen Dienstmädel und Hausangestellter

Wie bereits dargestellt, war die überwiegende Mehrheit der arbeitsmigrierenden Frauen im weiten Feld der „Domestic work“ engagiert. Der Versuch einer historischen Kontextualisierung weist darauf hin, dass die Steirerinnen in der Schweiz eine Zwischenposition einnahmen, aus deren zeitlichem Rahmen sich auch der gewählte Untersuchungszeitraum von 1945 bis 1955 erklärt. Die Nachkriegszeit bildete mit ihrer in Österreich durchwegs schwierigen wirtschaftlichen Lage und der angespannten Arbeitsmarktsituation die Folie, vor deren Hintergrund sich jene spezifische Lebenssituation der österreichischen Arbeitnehmer\_innen in der Schweiz entfaltete. In einer begrifflichen Charakterisierung können die Migrant\_innen zwischen „klassischem“ Herrschaftsdienst und Angestelltenverhältnis positioniert werden. Bewusst wurden an dieser Stelle auch die männlichen Arbeitsmigranten erwähnt, denn auch sie befanden sich in einer solchen „Zwischenstellung“, fungierten als Knechte oder Dienstboten beziehungsweise Laufburschen/Ausläufer. Während sich den Männern aufgrund diverser „Qualifizierungsangebote“ jedoch die Möglichkeit des beruflichen und damit auch des sozialen Aufstiegs bot, blieb diese Chance den Frauen verwehrt, was nochmals zusätzlich die weibliche Sonderposition der steirischen Migrantinnen betont. Alle interviewten Frauen hatten eine Heirat und Kinder, eine eigene Familie als Lebensziel formuliert. Dies war jedoch kaum mit den beruflichen Positionen, die sie in der Schweiz einnahmen, und den Anforderungen, die an sie gestellt wurden, vereinbar. Sämtliche Frauen lebten bei ihren Arbeitgeber\_innen und hatten praktisch rund um die Uhr einsatzbereit zu sein und zur Verfügung zu stehen. Gerade dieser Status als „live-ins“ verweist in einem historischen Vergleich auf das „Dienstmädchentum“ des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.<sup>185</sup> Junge, durchwegs unverheiratete Frauen trafen die Entscheidung von zu Hause aufzubrechen, um in den „Dienst“ zu gehen. Als Hausmädchen, Kindermädchen, Küchenhilfen oder schlicht „Mädchen für alles“ lebten sie in enger räumlicher Nähe zu ihren Dienstgeber\_innen. Die Unterbringung im selben Haushalt bewirkte gleichzeitig auch eine relativ große soziale Abhängigkeit – und in vielen Fällen Kontrolle durch die Chefinnen und Chefs. Die jungen Frauen, teilweise Mädchen, waren „Überwachung“ und Nähe aus dem Elternhaus gewissermaßen gewohnt, weshalb das Konfliktpotenzial bis zu einem für sie erträglichen

---

gekleidet zu sein, die neuerworbene Garderobe zu präsentieren.

Ausmaß gemindert war. Das Angestelltenverhältnis wurde als Vorbereitungsphase auf die als in jedem Fall zu erwartende Heirat verstanden und auch das häusliche Arbeitsfeld solchermaßen interpretiert.

Mit ihrer Arbeit trugen die Steirerinnen vielfach dazu bei, Emanzipationsbestrebungen ihrer weiblichen Schweizer Arbeitgeberinnen zu ermöglichen, indem sie die „Hausfrauen“ vertraten.<sup>186</sup> Diese Verlagerung geschlechterstereotyper Arbeitsprozesse im Bereich des Haushaltes auf „billige ausländische“ Hilfskräfte kann wiederum als modernes Phänomen begriffen werden. Ab den 1950er-Jahren kam es zu einem „Verschwinden“ des offiziellen Arbeitsplatzes Haushalt. Eine zunehmende Verlagerung in die Schwarzarbeit griff um sich, wobei das grundsätzliche System einen Wandel erfuhr: Die stundenweise Tätigkeit an mehreren verschiedenen Arbeitsplätzen entwickelte sich mehr und mehr zum üblichen Arbeitsrhythmus von Haushaltshilfen, das Prinzip der „live-ins“ schien in Westeuropa ab den 1970er-Jahren verschwunden zu sein – ehe es in den vergangenen beiden Jahrzehnten eine Wiederbelebung unter neuen Voraussetzungen erfuhr. Der nunmehrige „Markt“ für care work ist zunehmend globalisiert. Zumeist handelt es sich um Frauen, die bereits Kinder/Familie (es sei an dieser Stelle die Thematik des care chain erwähnt) haben und oftmals über einen hohen Ausbildungsstandard verfügen, somit einen deutlichen Grad an Überqualifizierung aufweisen.<sup>187</sup>

Auch einige – bei Weitem nicht alle – der steirischen Arbeitsmigrantinnen hatten im Vorfeld ihres Auslandsaufenthaltes schulische und berufliche Aus- und Weiterbildungen absolviert, hatten höhere Schulen für „Frauenberufe“ besucht oder waren in Lehren zu Schneiderinnen, Köchinnen und Ähnlichem mehr ausgebildet worden. Damit waren sie zu einem gewissen Grad in ihren Tätigkeitsbereichen als Hilfskräfte überqualifiziert – wenn sich auch das berufliche Feld deckte, Anforderungen und Qualifikationen in ihren Profilen keine enormen Scheren aufwiesen. Dies markiert erneut die Zwischen- beziehungsweise Übergangsposition der weiblichen Nachkriegsmigrationen in die Schweiz. In ihrer Uneindeutigkeit weist die Bewegung gewisse Ähnlichkeit zu gegenwärtigen „Au-pair“-Anstellungen junger Frauen „aus dem Osten“ auf.<sup>188</sup> Deren Status als im Haushalt arbeitende „Halb-Familienmitglieder“ erinnert an die steirischen „Töchter“ und ihre Erfahrungen. Insbesondere die Ausnahmestellung des Arbeitsplatzes Haushalt kommt (nochmals) deutlich zum Tragen.

---

<sup>185</sup> Bochsler/Gisiger, Städtische Hausangestellte; Karin Pauleweit, Dienstmädchen um die Jahrhundertwende – im Selbstbildnis und im Spiegel der zeitgenössischen Literatur, Frankfurt a. M./Wien [u.a.] 1993; Raffaella Sarti, The Globalisation of Domestic Service – An Historical Perspective, in: Lutz, Migration, 77–97.

<sup>186</sup> Ebda.; Bridget Anderson, Doing the dirty work? The global politics of domestic labour, London 2000.

<sup>187</sup> Hess, Globalisierte Hausarbeit; Lutz, Introduction; Maria S. Rerrich, Die ganze Welt zu Hause. Cosmopolite Putzfrauen in privaten Haushalten, Hamburg 2006; Sarti, The Globalisation;

<sup>188</sup> Hess, Globalisierte Hausarbeit; Karakayali, Transnational Haushalten.

### Männer zwischen Knecht und Erntehelfer<sup>189</sup>

Auch die migrierenden Männer erlebten in der Schweiz eine Einbindung in familiäre Strukturen, dennoch gestaltete sich ihr Aufenthalt anders als jener der Frauen. Im Zuge der Betrachtung der Migrationen von Steirern fällt neuerlich die Dominanz der südsteirischen Herkunft vieler Arbeitsmigranten ins Auge. Gerade in dieser Region war eine Tradition des flexiblen Reagierens auf den Arbeitsmarkt gegeben. Die Besitzstruktur und die vorherrschende Bewirtschaftungsform durch ernteintensiven Landbau (Wein!) hatten ein System der Saisonarbeit und einer starken Präsenz des Tagelöhner\_innentums hervorgebracht.<sup>190</sup> Kleingrundbesitzer\_innen und Keuschler\_innen erwirtschafteten solcherart das notwendige Zusatzeinkommen. Die Selbstverständlichkeit, kurzfristig auf neue Situationen zu reagieren, prägte wohl auch jene Flexibilität, die der Mehrheit der Schweiz-Migrant\_innen eigen war. Sowohl der Entscheidung in die Schweiz zu gehen, dortigen Stellenwechseln, als auch der Rückkehrentscheidung nach Österreich lag ein enormer Pragmatismus inne, der auch von der Umwelt (Eltern) mitgetragen wurde. Kurzfristig getroffene Entscheidungen wurden als Selbstverständlichkeit wahrgenommen. Die Tatsache, dass es sich bei den Arbeitsmigrant\_innen vielfach rechtlich um Minderjährige handelte, der Fortgang ins Ausland somit in jedem Fall von den Eltern in gewissem Sinne unterstützt werden musste (Beschaffung eines Passes), stellt einen Beleg des gesellschaftlichen Konsenses dar. Es bedurfte kaum der Verhandlungen, um Zustimmung zu erhalten.

Trotz der Verankerung, die das landwirtschaftliche Arbeitssystem in den gesellschaftlichen Strukturen aufwies, war ein zunehmender Wandel des Umgangs damit festzustellen. Eine Selbstverständlichkeit des Berufsweges wurde mehr und mehr infrage gestellt. In gegenseitiger Wechselwirkung griffen veränderte Lebensmodelle und wirtschaftliche Neugestaltungen (Technisierung der Landwirtschaft!) aufeinander über und um sich. Der Prozess des landwirtschaftlichen Strukturwandels war, in fortgeschrittener Form, auch in der Schweiz von Relevanz. Auch hier war teilweise der Wandel von Subsistenzwirtschaft zu moderner arbeitsteiliger, spezialisierter Betriebsform noch nicht vollzogen.<sup>191</sup> Die gesellschaftlichen Verschiebungen aber waren ausgeprägt wahrnehmbar, „Landflucht“ und

---

<sup>189</sup> Die „Landarbeiterfrage“ wurde nach dem Zweiten Weltkrieg virulent. Die zeitgenössische Beschäftigung zeigt die allgemeinen Problemlagen auf: Bezahlung, Versicherung und Wohnung können als zentrale Punkte einer als solchen wahrgenommenen Problematik genannt werden. Siehe dazu etwa die „Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen“: W. Abel (Hg.), Der Lebensbereich des Landarbeiters, Hannover 1956; Käthe Feuerstack, Das ländliche Bildungswesen als gesellschaftliche Aufgabe, Hannover 1953.

<sup>190</sup> Norbert Ortmayr (Hg.), Knechte. Autobiographische Dokumente und sozialhistorische Skizzen, Wien/Köln/Weimar 1992.

<sup>191</sup> Vergleiche beispielsweise auch die Erfahrungen von Uwe B. – er lebte auf einem Bauernhof, dessen Bewohner\_innen größtenteils Selbstversorgerwirtschaft betrieben.

damit verbundener landwirtschaftlicher Arbeitskräftemangel als eindeutige Problemfelder zu erkennen. Selbst der vorgelagerte Bereich der verarbeitenden Betriebe, wie Käsereien und Metzgereien, hatte mit Personalsorgen zu kämpfen.

Die als Knechte tätigen Männer lebten in gewissermaßen „traditioneller“ Form – vergleichbar mit der Struktur des „ganzen Hauses“ – mit ihren Arbeitgeber\_innen zusammen.<sup>192</sup> Die Betriebsstrukturen waren jedoch vielfach bereits einem Modernisierungsprozess unterlegen. So wird auch in einigen Stellenanzeigen dezidiert nach Arbeitskräften gesucht, die über entsprechende technische Fähigkeiten verfügten, etwa mit Traktoren zu arbeiten. Andererseits waren Anklänge an ein Erntehelfertum, wie es gerade in den vergangenen Jahrzehnten in verstärktem Ausmaß auch in Westeuropa (wieder-)auflebte, spürbar.<sup>193</sup>

Ähnlich zu den im Dienstleistungssektor beschäftigten Frauen agierten somit auch viele der männlichen steirischen Arbeitsmigranten in einem Berufsfeld, das einem Wandel unterworfen war. Die Modernisierung war jedoch im Falle der Männer bereits deutlich spürbar beziehungsweise als Möglichkeit der Veränderung im Sinne beruflicher Weiterentwicklung präsent. Die Berufsprofile der Frauen sahen derartige Aufstiegsszenarien nicht vor.

Entsprechend unterschiedlich wurden auch Rückkehr und dauerhafter Verbleib in der Steiermark bewertet. Während die Männer tendenziell dazu neigten, wehmütig zurückzublicken beziehungsweise dem latenten Gefühl Ausdruck verliehen, mit der Heimkehr eine Chance vertan zu haben, bereute es keine der Frauen, nach Österreich zurückgekehrt zu sein.

### **5. 3.) Rückkehr in die Steiermark**

Die Entscheidung zur Rückkehr wurde von den Migrant\_innen meist ebenso pragmatisch getroffen, wie dies bereits beim Aufbruch in die Schweiz der Fall gewesen war. Die Gründe ähnelten einander, vielfach waren es Zufälle, die zu einem endgültigen Bleiben in der Heimatregion führten. Das Kennenlernen späterer Ehepartner\_innen bei Urlauben etwa, die Aussicht auf eine tolle Stelle in der näheren Umgebung oder auch die plötzliche Krankheit

---

<sup>192</sup> Die Lebensform des „ganzen Hauses“ beschreibt eine Sozialstruktur, die vor allem in ihrer bäuerlichen Ausprägung ein Spezifikum des westmitteleuropäischen Raumes darstellt. Das Zusammenleben der Bauernfamilien mit nicht-verwandten Personen (Knechten und Mägden) war eine Anpassung an soziale und wirtschaftliche Gegebenheiten, die vor allem im Ostalpenraum stark zum Tragen kamen. Insbesondere die Milchwirtschaft und der mit ihr verbundene Arbeitsaufwand beziehungsweise dauerhafte Arbeitskräftebedarf können als zentrale Faktoren der Durchsetzung eines Systems der Gesindehaltung genannt werden.

<sup>193</sup> Insbesondere im deutschsprachigen Raum gelangten nach der Öffnung des „Eisernen Vorhanges“ in zunehmend starkem Ausmaß Erntehelfer „aus dem Osten“ zum Einsatz. Dabei sind durchaus Kontinuitäten über Jahrhunderte hinweg feststellbar. (Vergleiche Polen und die „ostelbischen“ Großagrarier. Becker, Erdbeerpflicker.)

eines Familienmitgliedes konnten als Ursachen fungieren. Alle Interviewpartner\_innen heirateten früher oder später, gründeten Familien und durchschritten teilweise verschiedenste berufliche Karrieren. Auch viele der Frauen blieben weiterhin berufstätig, gerade sie aber waren stets in vollkommen anderen Sparten tätig, als dies in der Schweiz der Fall gewesen war. Der Fokus ihrer erzählerischen Aufmerksamkeit war mehrheitlich auf das Privatleben gerichtet. Heirat und Kinder hatten ihre zentralen Zielvorstellungen gebildet. Mit deren Erreichung in Österreich hatte sich ihr Lebensplan gewissermaßen erfüllt. Die Männer hingegen zeigten sich zwar nicht unglücklich über das von ihnen in der Steiermark verbrachte Leben, die Familiengründung war jedoch niemals im Zentrum ihrer Wunschvorstellungen gestanden, fungierte gleichsam als willkommene, durchaus wertgeschätzte „Zugabe“. Die Stellung eines erfüllten Ideals konnte von ihr jedoch nicht besetzt werden.

Die Monate und Jahre in der Schweiz bewirkten für die Arbeitsmigrant\_innen einen enormen Zuwachs an Wissen und Qualifikationen. Der gewonnene Erfahrungsschatz wurde auch in den Gesprächen selbstbewusst hervorgehoben, fortzugehen, etwas Neues kennenzulernen als geradezu unabdingbare Voraussetzung zu einem endgültigen Erwachsenwerden interpretiert. In einem beruflichen Sinne hatten nur wenige der Betroffenen „Nutzen“ aus dem Auslandsaufenthalt ziehen können. Die Männer hatten tendenziell mehr profitiert, durch ihre zusätzlichen Kenntnisse größere Chancen in der Berufswelt, wenn auch der Wiedereinstieg in den österreichischen Arbeitsmarkt durchaus mit Schwierigkeiten und Deklassifizierung verbunden sein konnte. Die Frauen arbeiteten zu einem hohen Prozentsatz auch nach ihrer Rückkehr und einer Familiengründung, ihr Einkommen wurde zumeist als Zuverdienst verstanden, beruflicher Aufstieg wurde nicht zum Teil ihrer Lebensplanung.

Ab der Mitte der 1950er-Jahre trat schließlich endgültig eine Verschiebung hinsichtlich der Migration in die Schweiz ein: Dies war einerseits an den vermehrt auftretenden Klagen über das Ausbleiben weiblicher österreichischer Arbeitskräfte ablesbar.<sup>194</sup> Die verbesserte Wirtschaftslage in Österreich und damit verbunden die Möglichkeit für Frauen, Arbeit in den von ihnen präferierten Bereichen zu finden, zeitigten Auswirkungen. Trotzdem riss die Migrationslinie nicht ab, vielmehr verlagerten sich die Beschäftigungsverhältnisse in Richtung anderer Arbeitsplätze. Der Bereich der Gastronomie behielt seine Bedeutung bei, grundsätzlich wurde Saisonarbeit (Bau!) zunehmend zu einem bestimmenden Faktor der

---

<sup>194</sup> Im steirischen „Landwirtschaftlichen Informationsdienst“ wurde beispielsweise 1956 ein Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung“ zitiert, wonach Personal aus Deutschland und Österreich immer schwieriger anzuwerben sei. (Als Alternative wurde das „Reservoir in Süditalien“ angesprochen, das „unerschöpflich“ sei. Die Landflucht – von der Schweiz aus gesehen, in: Landeskammer für Land- und Forstwirtschaft Steiermark, Informationsdienst, 1956/7, S. 144.)

österreichischen Arbeitsmigration in die Schweiz.<sup>195</sup> Mit den Verschiebungen innerhalb der Berufsgruppen beziehungsweise dem nahezu gänzlichen Wegfallen des Arbeitsplatzes „Haushalt“ ist gleichzeitig ein starker Rückgang der Beteiligung von Frauen an der Arbeitsmigration feststellbar. Nach einem Höhepunkt weiblicher österreichischer Beschäftigung im Jahr 1955 (69 % der österreichischen Beschäftigten in der Schweiz) sank der Anteil von Frauen kontinuierlich ab (1963 Frauenanteil unter 50 %; ab den 1970er-Jahren bei konstant einem Drittel).<sup>196</sup>

In der Rückschau zogen alle interviewten Migrant\_innen ein äußerst positives Resümee ihrer Jahre in der Schweiz. Interessant erscheint die im Zusammenhang mit den Überlegungen zur Rückkehr verbundene Geschlechterdichotomie. Während die Frauen ihre endgültige Niederlassung in Österreich als Selbstverständlichkeit präsentierten, gaben die Männer zu erkennen, dass sie gerne in der Schweiz geblieben wären beziehungsweise wiederum in die Schweiz gegangen wären.<sup>197</sup> Dieses Szenario war auch von den Frauen angedacht worden, wäre für sie aber nur im Falle einer Heirat mit einem Schweizer denkbar gewesen. Erneut wird die Wirkmächtigkeit des Konzeptes Ehe deutlich, das in seiner Dominanz in der Lebensplanung von Frauen eine stark vergeschlechtlichte Komponente aufweist.

Die Frauen hätten – wie auch ihre männlichen Kollegen – durchaus die rechtliche Möglichkeit gehabt, in der Schweiz zu bleiben, nach zehn Jahren um Einbürgerung anzusuchen. Ohne einen entsprechenden Partner wurde diese Vorgehensweise jedoch nicht in Erwägung gezogen. Tatsächlich war die überwiegende Mehrheit ehemaliger Arbeitsmigrant\_innen – auch der Männer! –, die schlussendlich in der Schweiz verblieben, mit einem/einer Schweizer EhepartnerIn verheiratet.<sup>198</sup> Gerade die Frauen waren aufgrund dieser Tatsache auch mit Anfeindungen konfrontiert: Die Ausländerinnen nahmen den Schweizerinnen die Männer weg, lautete die Anschuldigung<sup>199</sup> – dies belegt wiederum, dass es sich bei den schweizerisch-österreichischen Verbindungen nicht um Einzelphänomene handelte. Auch die Biograf\_innen wussten von in der Schweiz verbliebenen Bekannten zu berichten, die immer wieder Diskriminierungen ausgesetzt waren. Trotz ihres nunmehr bereits jahrzehntelangen Aufenthaltes blieben sie bis zum heutigen Zeitpunkt „die Östricherli“. Zwei der interviewten Frauen zählen selbst zu der Gruppe der in der Schweiz Verbliebenen. Trotz ihrer mehrheitlich erfolgreich verlaufenen Biografien fühlten sich beide nicht als „Schweizerinnen“, gaben

---

<sup>195</sup> Pröll, Österreichische Arbeitnehmer, 442.

<sup>196</sup> Pröll, Österreichische Arbeitnehmer, 443.

<sup>197</sup> Vergleiche hierzu auch das Kapitel „Mann – Frau“.

<sup>198</sup> Eine Heirat war in jedem Fall Teil des Lebenskonzeptes, wenn auch teilweise Partner\_innen anderer – österreichischer – Herkunft waren. Die Ehe mit einem/einer Schweizer\_in war von Vorteil, da damit die Einbürgerung erleichtert wurde. Siehe dazu auch Pröll, Österreichische Arbeitnehmer.

vielmehr an, in gewisser Hinsicht in der Schweiz „hängengeblieben“ zu sein und nunmehr vor allem wegen der Kinder und Enkelkinder nicht nach Österreich gehen zu können.

Die in dieser Thematik geäußerte Kritik führte jedoch bei keinem und keiner der Biograf\_innen zu einer Neubewertung der Schweizer Verhältnisse oder einer Neuzeichnung des Schweizbildes. Vor mehr als sechs Jahrzehnten entworfen, behielt es seine ideale Färbung bis in die Gegenwart bei. Tatsächlich war die Schweiz – und blieb es in den Erzählungen bis heute – ein Traumland der Migrant\_innen. „Mobilität“ und Emotionen stehen in engem Zusammenhang, beeinflussen einander wechselseitig und bieten damit einen Zugang zum Verständnis von Deutungsmustern.<sup>200</sup> Das Konzept der emotional geography könnte in diesem Zusammenhang hilfreich sein und Erklärungsansätze bieten. Demnach beeinflussen Interpretationen zu einem Raum dessen Wahrnehmung entscheidend (es gilt zu betonen, dass dies auch in umgekehrter Weise der Fall ist). Die positive Besetzung, die die Schweiz bereits im Vorfeld des Arbeitsaufenthaltes erfahren hatte, konnte so zu einer die Jahre überdauernden Prägung führen. Obwohl Männer und Frauen teilweise Schlimmes erlebten, Ausnutzung erfuhren oder schlecht behandelt wurden, war es ihnen doch möglich, das Positive in den Mittelpunkt zu stellen und in seiner Bedeutung hervorzuheben.<sup>201</sup> Somit wird offenkundig, dass auch aus der Sicht der Arbeitsmigrant\_innen die Chancenwahrnehmung als zentrales Element fungierte.<sup>202</sup> Vor allem aber war es den Migrant\_innen möglich, in der Rückschau ein positives Gesamtbild ihres Lebens zu zeichnen. Die Zeit in der Schweiz gliederte sich als ein Teilaspekt in den biografischen Entwicklungsstrang ein. In dem Bemühen, den Lebenslauf als Erfolgsgeschichte zu präsentieren, konnte also auch der Schweizaufenthalt in all seinen Aspekten positive Bewertung erfahren.<sup>203</sup>

---

<sup>199</sup> Bochsler/Gisiger, *Städtische Hausangestellte*, 388, 399. Zur allgemeinen Sexualisierung der Dienstmädchen siehe dieselben, 567–578.

<sup>200</sup> Maruska Svasek, Introduction: Affective Moves: Transit, Transition and Transformation, in: Maruska Svasek (Hg.), *Moving Subjects, Moving Objects. Transnationalism, Cultural Production and Emotions*, 2012, 1–40.

<sup>201</sup> Das Verhalten vieler Arbeitgeber\_innen bewegte sich entlang eines schmalen Grades hin zur Ausbeutung ihrer Angestellten. Extrem lange Arbeitszeiten und ständige Verfügbarkeit können in diese Richtung interpretiert werden. Gleichzeitig waren auch viele Erlebnisse der Arbeitsmigrant\_innen ambivalent. Wenn etwa junge Frauen, die als Haustochter Beschäftigung gefunden hatten, zu Familienausflügen mitgenommen wurden, stellte dies einerseits eine von ihnen begrüßte Möglichkeit dar, Ausflüge zu unternehmen. Andererseits waren sie solcherart auch in der Freizeit gebunden und wiederum mit Verpflichtungen konfrontiert (etwa auf Kinder aufzupassen).

<sup>202</sup> Pragmatismus und Stoizität in der Beschreibung schlechter Migrationserfahrungen wurden auch in anderen Zusammenhängen beobachtet. Louise Ryan interpretiert dieses Verhalten der von ihr befragten irischen Krankenschwestern in Großbritannien als Reaktion auf die Haltung der irischen Gesellschaft: emotionale Kosten der Migrationen würden gesamtgesellschaftlich als unwichtig eingeschätzt, Vorteile (materielle Rücksendungen) in den Vordergrund gestellt. Svasek, Introduction, 10 f.

<sup>203</sup> Dementsprechend können auch Erzählungen gewertet werden, wonach die Arbeits- und Lebensbedingungen in der Schweiz „hart aber fair“ gewesen seien.

## 6.) Migrationserinnerungen

### 6.1.) Staatliches Vergessen

Österreichische Wanderungen wurden in der „offiziellen“ Erinnerungspolitik lange Zeit hinweg nicht thematisiert. Dies gilt insbesondere für Bewegungen, die nach 1945 ihren Anfang nahmen. Auch in der Forschung fand kaum Auseinandersetzung mit der Thematik statt. Erst in den vergangenen Jahren ist mit der allgemeinen Steigerung des Interesses an Migrationen auch ein dahingehender leichter Aufschwung bemerkbar.<sup>204</sup> In Parallelität zu den medialen Auseinandersetzungen steht dieser jedoch in keinem Verhältnis zu der Zahl von Publikationen, die sich mit Einwanderungen beschäftigen. Da auch die Tatsache des Fehlens einer Auseinandersetzung selbst bislang kaum Beachtung erfahren hat, soll in der Folge der Versuch unternommen werden, einen kurzen Abriss österreichischer „Nichtbeachtung“ von Em-Migrationen vorzunehmen.<sup>205</sup> Sind es doch gerade Lehrstellen, „blinde“ Flecken, die vielfach über enorme Aussagekraft verfügen.<sup>206</sup> Eine Auseinandersetzung mit bestimmten Themenstellungen wird zumeist dann vermieden, wenn dies eine zu große Herausforderung darstellen würde, überkommene Vorstellungen und „Gewissheiten“ – die als stabilisierende Faktoren gesamtgesellschaftlichen Zusammenlebens wirken – solcherart ins Wanken geraten könnten.<sup>207</sup> Die Auflösung gewohnter Ordnungen wird als Bedrohung empfunden und daher tendenziell vermieden. Das Aufzeigen von Verdrängtem beinhaltet Sprengkraft und Potenzial – werden doch gesellschaftliche Gegebenheiten teilweise erst durch die Offenlegung der „Tabus“ in ihrer Gesamtheit greifbar.<sup>208</sup>

---

<sup>204</sup> Neben einigen Diplomarbeiten (Johanna Stadlbauer, „For the lifestyle, adventure, for something different“. Ein Beitrag zur Migrationsforschung am Beispiel oberösterreichischer MigrantInnen in Neuseeland, Dipl. Arb., Graz 2009; Petra Rauchbauer, „Es woa des Gód wos uns außezogn hot!“ Burgenländische „Gastarbeiterinnen“ in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg, Dipl. Arb., Graz 2011) und Dissertationen (Astrid Tumpold-Juri, „Skim off the cream“. Auswanderung von Österreich nach Australien 1945–1978, phil. Diss., Graz 2008; Isabel Schropfer, Austrian female migration to Great Britain 1945 to 1960, London 2010) ist dabei vor allem auf das – seit mehr als 15 Jahren „aktuelle“ – Standardwerk hinzuweisen: Traude Horvath/Gerda Neyer (Hg.), Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Wien 1996. Zudem sind die Arbeiten von Sylvia Hahn und Karin M. Schmidlechner zu erwähnen, deren Fokus auf die Kategorie Geschlecht besonders hervorzuheben ist. Sylvia Hahn, Migration – Arbeit – Geschlecht. Arbeitsmigration in Mitteleuropa vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Göttingen 2008; Karin M. Schmidlechner/James W. Miller, Die Liebe war stärker als das Heimweh. Heiratsmigration in die USA nach 1945 (= Grazer Gender Studies 8), Graz 2003.

<sup>205</sup> Die Formulierung entbehrt nicht einer gewissen Absurdität: Wie soll etwas nachgezeichnet werden, das es – wenigstens in breitem Umfang – nicht gab?

<sup>206</sup> Berghold, Feindbilder.

<sup>207</sup> Als vielzitiertes Beleg seien die Verdrängungsmechanismen in Hinblick auf den österreichischen Nationalsozialismus genannt. Der Opfermythos, wie er jahrzehntelang kultiviert wurde, kann gewissermaßen als „klassischer“ Beispielfall gelten.

<sup>208</sup> Berghold, Feindbilder.



Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass die österreichische Migrationspolitik nach 1945 einen Bruch zur Ersten Republik aufwies, der sich schlussendlich auch in der Gestalt der Migrationsbewegungen widerspiegelte. Die teils in großem Maßstab geplanten kollektiv- und Gruppenwanderungen der Ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verloren durch eine zunehmende Individualisierung stark an Bedeutung, ehe sie nahezu vollständig durch „Einzelreisen“ abgelöst wurden.<sup>209</sup> So hatte in der Zwischenkriegszeit noch eine staatliche Auswanderungspolitik existiert. Es bestand ein staatliches Wanderungsamt, das vornehmlich beratende Funktion innehatte, jedoch auch aktiv Vermittlungen übernahm.<sup>210</sup> Zwar waren durchaus Sorgen gegeben, Menschen könnten mit zu großen Erwartungen aufbrechen und scheitern, diese wurden jedoch durch die Hoffnung, mithilfe der Abwanderungen eine Entlastung des Arbeitsmarktes erreichen zu können, bei Weitem überwogen. Dementsprechend kam es zur teilweise intensiven Förderung – mitunter durchaus auch finanzieller Art – von Auswanderungsprojekten, die Vermittlung von Arbeitskräften an ausländische Firmen stellte keine Besonderheit dar.<sup>211</sup>

Im Gegensatz zu der relativ großen staatlichen Involvierung in die Auswanderungsbestrebungen der Österreicher\_innen in der Zwischenkriegszeit bestand nach 1955 praktisch kaum offizielles staatliches Interesse an der Emigration. Vor allem tangierten die staatlichen Eingriffe die individuellen Entscheidungen der Migrierenden nicht. Bilaterale Abkommen schufen „Rahmenbedingungen für den Transfer oder die gegenseitige Anerkennung von sozialpolitischen Leistungen und Rechten“<sup>212</sup>, nahmen aber ansonsten keinerlei lenkenden oder auch beratenden Einfluss.<sup>213</sup> Die Jahre der Nachkriegszeit können als Übergangsphase auch in diesem Zusammenhang tituliert werden. In der schwierigen Situation war man zunächst froh, „überschüssige“ Arbeitskräfte ans Ausland gewissermaßen abgeben zu können. Gleichzeitig bestanden Versuche einer gezielten Lenkung – nur jene Personen sollten das Land verlassen, die in Österreich nicht gebraucht würden, was wiederum auf

---

<sup>209</sup> Es sei darauf hingewiesen, dass auch die sogenannten Einzelmigrierenden keineswegs losgelöst von Migrationsregimen zu verstehen sind und auch über teils ausgeprägte transmigratorische Netzwerke verfügen. Die Migrationsprojekte sind jedoch nicht mehr auf ganze Gruppen (Gründung einer geschlossenen Siedlungsgemeinschaft im Zielland) ausgerichtet. Vergleiche dazu auch Horvath/Neyer, Auswanderungen.

<sup>210</sup> 1919 wurde ein Wanderungsamt im Bundeskanzleramt eingerichtet. Ab 1920 bestand die „Hauptstelle für Auswanderung“ und die „Österreichische Auskunftsstelle für Auswanderer“. Ab der Mitte der 1920er-Jahre wurden österreichische Arbeitskräfte nach Frankreich, Deutschland, Rumänien und Jugoslawien vermittelt, teilweise wurden Finanzierungen für Auswanderungsprojekte übernommen. John, Arbeitslosigkeit, 94 f.

<sup>211</sup> Ebda.

<sup>212</sup> Neyer, Auswanderungen, 23.

<sup>213</sup> Selbst in Deutschland, dem in einer aktuellen Untersuchung mangelnde Auseinandersetzung mit seinen Emigrationen bescheinigt wurde, bestanden nach dem Zweiten Weltkrieg staatliche Beratungseinrichtungen und wanderungsregulierende Stellen. Sternberg, Auswanderungsland.

Ablehnung bei potenziellen Aufnahmeländern stieß.<sup>214</sup> Grundsätzlich war es in sehr viel stärkerem Ausmaß die Initiative des Arbeitskräfte suchenden „Auslandes“, als österreichische Anstrengungen, die eine Auseinandersetzung mit Emigrationen bewirkte.<sup>215</sup> Mit der zunehmenden Konsolidierung des Landes sowohl in wirtschaftlicher als auch in politischer Hinsicht erlahmte das Interesse an Auswanderungen endgültig.

Der Mangel einer Auseinandersetzung staatlicherseits in Österreich zeigt sich auch in der Tatsache, dass die Bewegungen selbst statistisch nicht erfasst wurden.<sup>216</sup> Eine Statistik der Aus- und Einwanderungen in Österreich besteht erst seit den 1990er-Jahren – und markiert damit den Zeitpunkt, der auch in einem weiteren öffentlich-medialen Rahmen den Beginn einer – oftmals polemischen und populistischen – Auseinandersetzung mit dem Themenbereich „Migration“ bildet.<sup>217</sup>

Zuvor hatte die staatliche Nichtbeachtung der (Aus-)Wanderungsthematik ihre Entsprechung im medialen Interesse gefunden, wobei in den 1950er-Jahren parallel zum staatlichen Vorgehen auch in der Medienlandschaft eine Übergangsphase zu bemerken ist. Die noch in der Zwischenkriegszeit breite Berichterstattung zu diversen Auswanderungsprojekten fand in den Tageszeitungen einen gewissen Nachhall.<sup>218</sup> Dabei war es vor allem die Faszination am „exotischen“ Reiseziel, die als Motivation der Berichte wirkte. Waghalsige „Helden“, die als „Gelehrte“ in „Ceylon“ tätig wurden, oder Forscher, die in Nordafrika Expeditionen durchführten, stellten beispielsweise lohnende Themen dar.<sup>219</sup> Auch die „neue Heimat Brasilien“ einer Gruppe „Volksdeutscher“ fand berichterstatteterische Aufmerksamkeit.<sup>220</sup> Auch die Möglichkeit Arbeitsplätze zu finden wurde thematisiert, wobei es gerade jene Länder waren, die Erwähnung fanden, die mittels eigener Initiativen und Programme Arbeitskräfte anwarben.<sup>221</sup> Die Begeisterung über Aufbruchswillen und Eroberungsgeist mischte sich vielfach mit der Sorge um den Verlust, der dem Land ob der Abwanderung

---

<sup>214</sup> So scheiterte beispielsweise zu Beginn der 1950er-Jahre ein Vertragsentwurf mit Kanada. Vergleiche dazu die Ausführungen von Andrea Strutz: Transatlantische (Arbeits-)Migrationen. Über die österreichische Zuwanderung in Kanada nach dem Zweiten Weltkrieg, Vortrag am Historikertag 2012, Sektion Zeitgeschichte und Geschichte der Arbeiterbewegung, 26. 9. 2012. Vergleiche dazu auch die ähnlich gelagerten Versuche in Deutschland, wo vor allem die Auswanderung nach Australien solcherart gelenkt werden sollte. Sternberg, Auswanderungsland.

<sup>215</sup> Vergleiche beispielsweise die britischen Bemühungen um österreichische Arbeitskräfte. Isabel Schropfer, „The Blue Danube Scheme“ – Austrian female labour for Britain’s post-1945 economy, in: *Zeitgeschichte* 5/38. Jahrgang/2011, 276–296, 279–283; mit Australien wurde 1952 das Abkommen der sogenannten „Assisted Passage Scheme“ geschlossen. Armbruster, Der rechtliche Rahmen, 323–360, 330; Kanada betrieb ab 1949 ein Immigrationsbüro in Salzburg, ebda., 334.

<sup>216</sup> Bauer-Fraiji/Fraiji, Auswanderungen, 279 f.

<sup>217</sup> Bauer-Fraiji/Fraiji, Auswanderungen.

<sup>218</sup> Zur Auswanderung in der Zwischenkriegszeit vergleiche John, Arbeitslosigkeit; Neyer, Auswanderungen.

<sup>219</sup> *Kleine Zeitung*, 28. 1. 1951, Nr. 22; *Kleine Zeitung*, 5. Mai 1951, Nr. 101.

<sup>220</sup> *Neue Heimat Brasilien*, in: *Kleine Zeitung*, 8. Juli 1951, Nr. 154.

<sup>221</sup> Schropfer, *Blue Danube*, 282.

erwachsen könnte.<sup>222</sup> Die Angst bezog sich in erster Linie auf den Verlust qualifizierter junger – männlicher – Fachkräfte, wohingegen die Migration von Frauen tendenziell vielmehr als Entlastung des angespannten Arbeitsmarktes interpretiert und daher auch staatlicherseits bevorzugt wurde.<sup>223</sup>

Die grundsätzlich skeptische Haltung Wanderungen gegenüber kommt in einem Bericht der „Kleinen Zeitung“ des Jahres 1955 zum Ausdruck, der aus diesem Grund einer näheren Analyse unterzogen werden soll. In einem Artikel über Wahlen im Burgenland wurde das Faktum der in großem Ausmaß gegebenen Abwanderung angesprochen.<sup>224</sup> Auch in diesem Zusammenhang wird in erster Linie auf die österreichische Binnenwanderung (Landflucht!) Bezug genommen, Auswanderungen in „fremde Staaten“ (wobei „insbesondere“ jene nach Übersee thematisiert wird), fanden lediglich in einem kurzen Absatz Erwähnung. Interessant erscheinen in diesem Zusammenhang jedoch vor allem die Überlegungen, die zu den Motivationen ins Ausland aufzubrechen angestellt wurden. So wurde die Hypothese aufgestellt, dass „neben der Wirtschaftslage maßgeblich auch noch psychologische Momente“ beitragen und es wurde formuliert: „Ohne dass sich der Auswanderer dessen immer deutlich bewusst wird, flüchtet er in Wirklichkeit aus einem Land, das sich wie ein schmaler Grenzstreifen entlang des Eisernen Vorhanges erstreckt, weil er hier in seiner Heimat die Sicherheit und Geborgenheit vermisst, nach der er sich in tiefster Seele sehnt.“<sup>225</sup> Zum einen ist implizit der burgenländische Mann angesprochen, der als Wanderer auftritt. Die Imagination der Migration als männliches Feld kann als typisch erachtet werden. Zum anderen überrascht die Betonung der „psychologischen Momente“, die eindeutig als treibende Kraft, als „tatsächliche“ Migrationsauslöser formuliert werden. Es ist zu vermuten, dass auch in diesem Zusammenhang die negative Besetzung des „Wanderns“ eine maßgebliche Rolle einnimmt, wird doch mit der Bezugnahme auf den „Eisernen Vorhang“ die Verantwortlichkeit eindeutig außerösterreichischen Kräften zugeschrieben. Nicht die schlechte – österreichische – Wirtschaftslage, oder der Wunsch der – österreichischen – Migrierenden, etwas Neues kennenzulernen/ein neues Leben zu beginnen, haben „Schuld“, vielmehr fungieren – nicht benannte, aber deutlich präsent – ausländische/östliche Kräfte, ja Gefahren, als auslösendes Moment und damit eigentlich Verantwortliche der Migrationsbewegung.<sup>226</sup>

Auch die Faszination der „Fremde“ wurde über die Jahre hinweg schwächer, was seinen Widerhall in dem nun beinahe vollständigen Verschwinden von Berichten über

---

<sup>222</sup> Vergleiche dazu auch die Tendenzen in Deutschland: Sternberg, Auswanderungsland.

<sup>223</sup> Siehe Kapitel „Landflucht“.

<sup>224</sup> Binnenwanderung aus dem Burgenland, in: Kleine Zeitung, 1. März 1955.

<sup>225</sup> Ebda.

<sup>226</sup> Ebda.

Auswanderer\_innen fand. Schlussendlich waren es nur mehr die erfolgreichen Rückkehrer, auslandsösterreichische „Stars“, die als der Erwähnung wert eingestuft wurden.<sup>227</sup> Die betriebene „Held\_innenverehrung“ schloss insbesondere Arbeitsmigrant\_innen aus, die nicht dauerhaft in einem „fremden“ Land ansässig geworden waren oder als wagemutige „Eroberer“ gar neues Land erschlossen hatten.<sup>228</sup> Den Steirern und Steirerinnen in der Schweiz blieb folgerichtig der Eingang in eine öffentliche Wahrnehmung verwehrt.<sup>229</sup> Zudem dürfte auch eine stark verankerte Scheu und Abkehr vor dem „Fremden“ solcherart Ausdruck gefunden haben. Die klare Abgrenzung gegenüber dem als feindlich imaginierten „Außen“, wie sie auch in dem oben angeführten Artikel deutlich wurde, dokumentiert große Unsicherheit in der Selbstverortung – die mühsamen Bestrebungen um die Kreierung einer „Österreichischen Identität“ wurden in anderen Zusammenhängen bereits ausführlich dokumentiert und analysiert. Abwehrreaktionen stellen in derartigen Lagen eine quasi „natürliche“ Reaktion dar, dienen sie doch der Selbstvergewisserung und dem Zusammenhalt einer als solchen definierten „Wir-Gruppe“.<sup>230</sup> In Hinblick auf die Migrationsbewegungen kann angenommen werden, dass das gerade erst frisch generierte „Österreichbewusstsein“ Bewegung nicht vorsah, ein stark verankerter Sesshaftigkeitsgedanke raumgreifend war. In großer Beharrlichkeit wurde das Bild einer statischen, tief in der Geschichte verwurzelten Gesellschaft<sup>231</sup> gezeichnet und bis in die heutige Zeit stets aufs Neue reproduziert.<sup>232</sup>

Die große Ignoranz, beziehungsweise Nichtbeachtung, die Emigrationen entgegengebracht wird, ist somit wohl damit in Zusammenhang zu bringen, dass die Lebensentwürfe der Migrierenden einen regelrechten Angriff auf nationale Narrative und traditionelle staatliche Geschichtsschreibung darstell(t)en.<sup>233</sup> Insbesondere transmigratorische Erfahrungen bild(et)en eine Herausforderung und können aus national-konservativer Sicht als subversive, sich eindimensionalen Ordnungssystemen verschließende, Tendenzen verstanden werden. So

---

<sup>227</sup> Als „typische“ Beispiele können Frank Stronach oder auch Arnold Schwarzenegger angeführt werden. Ähnliches ist zu beobachten, wenn bei in der Zeit des Nationalsozialismus vertriebenen Menschen im Falle von ihnen gefeierter Erfolge vehement auf ihre österreichische Herkunft hingewiesen wird. Carl Djerassi, Miterfinder der Pille, wäre als einer von ihnen zu nennen. Vergleiche dazu auch Sonnleitner, Arbeitsmigration, 298.

<sup>228</sup> Bei Wanderungen nach Übersee war es neben der Ferne vor allem auch die „Landeroberung“ (Farmer in Australien oder Kanada beispielsweise), die Aufmerksamkeit hervorrief.

<sup>229</sup> Sonnleitner, Arbeitsmigration, 297 f.

<sup>230</sup> Vergleiche dazu Berghold, Feindbilder.

<sup>231</sup> Auf die in vielfacher Form nachgewiesene Tendenz in Phasen der Unsicherheit „Traditionen zu erfinden“, kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Es sei auf die bahnbrechende Arbeit des 2012 verstorbenen Eric Hobsbawm in diesem Themenfeld hingewiesen: Eric Hobsbawm, *The invention of traditions*, 1983; zuletzt wurden „Tradition und Traditionalismus“ in einem Sammelband kritisch hinterfragt. Hermann Mückler/Gerald Faschingseder (Hg.), *Tradition und Traditionalismus. Zur Instrumentalisierung eines Identitätskonzepts*, Wien 2012.

<sup>232</sup> Es sei nur auf die auch touristisch vermarktbare Habsburg-Glorifizierung verwiesen. In diesem Zusammenhang kann wohl auch der Mozartkugel-/Lippizaner-Sager des damaligen Bundeskanzlers Schüssel verstanden werden.

<sup>233</sup> Vergleiche dazu Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?, 87.

erscheint die Verdrängung von deren Existenz im Sinne einer nationalen Gemeinschaftserzählung als geradezu logische Konsequenz.<sup>234</sup> In Zusammenhang mit Migrationen wurde der Bedeutung gesellschaftlicher Erinnerungen, vor allem aber auch deren Rückwirkungen auf spätere Immigrationspolitiken bislang in der Forschung wenig Aufmerksamkeit zuteil.<sup>235</sup> Irial Glynn konnte anhand der Beispiele Irland und Italien äußerst aufschlussreich nachweisen, dass nationale Migrationsmythen den gesellschaftlichen Umgang mit Migration stark beeinflussen.<sup>236</sup> So ist es nicht verwunderlich, dass – gerade auch in den vergangenen drei Jahrzehnten mit ihrer sich stetig steigernden Polemisierung des politischen „Ausländer“- und Migrationsdiskurses – eine beständige Fortsetzung der Nichtbeachtung österreichischer Wanderungen zu konstatieren ist. Eine öffentliche Thematisierung auf breiter Basis wäre politisch nicht opportun erschienen. Die Auseinandersetzung mit der österreichischen Migrationsgeschichte hätte schlichtweg die Erzählung von der Flut aus dem „Ausland“, deren Wellen das sesshafte Österreich überschwemmen, dekonstruiert und ad absurdum geführt.

So kann festgehalten werden, dass der Arbeitsmigrant\_innen-Bewegung aus Österreich/Steiermark in die Schweiz trotz ihres relativ großen Umfanges auf öffentlich-medialer Ebene kaum Aufmerksamkeit zuteil wurde. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass auch in der wissenschaftlichen Bearbeitung eine Sonderstellung zum Tragen kam. Die von Michael Bommies konstatierte Politisierung der Migrationsforschung dürfte damit in enge Verbindung zu bringen sein.<sup>237</sup> Das forschersiche Reagieren auf politische Vorgaben, das sich in der bestätigenden oder ablehnenden Kommentierung des Politikgeschehens äußert, konnte in logischer Konsequenz vergessene, verdrängte Themenbereiche nicht mit einbeziehen. Ähnliches ist auch auf internationaler Ebene feststellbar und wird in erster Linie in einer jahrzehntelangen Nicht-Beachtung temporärer Migrationsformen offenkundig.<sup>238</sup> Auch die

---

<sup>234</sup> Siehe dazu Desley Deacon/Penny Russell/Angela Woollacott, Introduction, in: dies. (Hg.), *Transnational Lives. Biographies of Global Modernity, 1700–Present*, New York 2010, 1–11, 2.

<sup>235</sup> Vergleiche dazu Irland und Italien und Glynn's Erkenntnis, dass in Italien die dortigen Narrative zum italienischen Exodus des 19. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und die irische Erinnerung an die Massenemigrationen aufrechterhalten wurden, weil Flucht und Vertreibung als Migrationsgründe konstruiert werden konnten – und als solche Anerkennung fanden. Irial Glynn, *Emigration, memories and immigration. Realities in Ireland and Italy*, in: Brian Fanning/Ronaldo Munck (Hg.), *Globalization, migration and social transformation. Ireland in Europe and the world*, Farnham 2011, 65–77, 66. Dazu auch Woollacott/Deacon/Russell, die feststellen, dass „(t)he transnationalism – the mobility, confusion and sheer messiness – of ordinary lives threatens the stability of national identity and unsettles the framework of national histories“. Deacon/Russell/Woollacott, Introduction, 2.

<sup>236</sup> Glynn, *Emigration*.

<sup>237</sup> Bommies, *Nationale Paradigmen*, 15–52.

<sup>238</sup> Jan Lucassen, *Temporal Migration from a Historical Perspective*, in: Thomas Geisen (Hg.), *Arbeitsmigration. WanderarbeiterInnen auf dem Weltmarkt für Arbeitskraft*, Frankfurt a. M./London 2005, 37–49, 37. Es gilt an dieser Stelle nochmals darauf hinzuweisen, dass Frauen in deutlich verstärktem Ausmaß betroffen waren. Die Konstruktion der Sesshaftigkeit – die evolutionär begründet wurde („Hüterin des Feuers“) – schloss sie gedanklich aus Migrationsbewegungen aus.

Steirer\_innen in der Schweiz waren temporäre Migrant\_innen. In einer schematischen Kategorisierung sind sie als „klassische“ Arbeitsmigrant\_innen zu klassifizieren und gehörten nach Lucassen jener Gruppe an, die sehr jung, vor der Eheschließung, ins Ausland gingen.<sup>239</sup>

In Anknüpfung an die historische Kontextualisierung kann in diesem Zusammenhang erneut auf die Zwischenstellung der Arbeitsmigrant\_innen hingewiesen werden, die in mehrfacher Hinsicht ihren Niederschlag fand. Einerseits war der – gewissermaßen in Vorbereitung auf eine zukünftige Ehe in oft noch jugendlichem Alter absolvierte – Aufenthalt in der „Fremde“ ein im Abklingen begriffenes Phänomen und gehört zum jetzigen Zeitpunkt nahezu vollständig der Vergangenheit an.<sup>240</sup> Andererseits waren teilweise auch bei den Steirer\_innen Strukturelemente der zweiten Form „temporärer“ Migrationen – wie der periodisch wiederholte Aufenthalt über mehrere Jahre hinweg – gegeben.<sup>241</sup>

Die Sonderstellung der österreichischen Migrant\_innen ist somit auch aus dem Status des relativ kurzfristigen Arbeitsaufenthaltes zu erklären, der gerade im Kontext politischer Debatten eine negative Aufladung erfahren hat. So wurde auch der Terminus „Arbeitsmigration“ im wissenschaftlichen Diskurs einer kritischen Hinterfragung unterzogen, die insbesondere mit aktuellen öffentlichen Auseinandersetzungen zu Migrationen in Verbindung zu bringen und zu interpretieren ist. Tatsächlich ist „Arbeitsmigration“ nicht allein Beschreibung eines Migrationszwecks (Arbeit), sondern fungiert vielmehr dazu, mithilfe einer Kategorisierung auch eine Hierarchisierung vorzunehmen. Arbeitsmigration wird gewissermaßen als Sonderfall konstruiert und in weiterer Folge im Vergleich zu anderen Migrationsformen delegitimiert.<sup>242</sup> In besonders negativer Weise werden Arbeitsmigrationen wahrgenommen, indem sie als temporär, als nicht abgeschlossen markiert werden.<sup>243</sup>

In Österreich, wo das Wort „Wirtschaftsflüchtling“ in all seiner von Ablehnung gekennzeichneten Konnotation reüssieren konnte, überrascht es somit einmal weniger, dass

---

<sup>239</sup> Lucassen unterscheidet „two different modes of temporality“: einerseits die sich jährlich/saisonal wiederholenden Migrationen, die größtenteils von bereits verheirateten Männern getragen werden, und andererseits einmalige Wanderungen junger Menschen – Männer und Frauen –, die nach ihrem Aufenthalt wieder in ihre Heimatregion zurückkehren. Der Faktor der Heimkehr kann durch veränderte Bedingungen, gewandelte Lebensentwürfe und Ähnliches mehr an Bedeutung verlieren beziehungsweise durch den dauerhaften Verbleib im Aufnahmeland vollständig aufgehoben werden. Lange Zeit war es üblich, dies als „gescheiterte“ Migration zu titulieren – was eine Verkennung der komplexen Migrationszusammenhänge darstellt. Lucassen, *Temporal Migration*, 39.

<sup>240</sup> Als Ausnahmen, die aber in deutlich andere Richtungen weisen, die nur einzelne Strukturelemente als Gemeinsamkeit aufweisen, können studentische Migrationen – Auslandssemester – und Au-pair-Wanderungen genannt werden.

<sup>241</sup> Dabei gilt es zu betonen, dass auch diese zweite Form der Arbeitsmigration als „klassisch“ zu titulieren ist. Sie scheint im derzeitigen temporären Migrationsgeschehen weitaus stärker vertreten als die „Junggesell\_innen-Wanderung“. Dabei ist insbesondere auch an den domestic/care-Sektor zu denken. Sarti, *Globalisation*, 77–97.

<sup>242</sup> Thomas Geisen, *Migration als Vergesellschaftungsprozess. Zur Konstruktion von Arbeitsmigration als Sonderfall*, in: Thomas Geisen (Hg.), *Arbeitsmigration. WanderarbeiterInnen auf dem Weltmarkt für Arbeitskraft* (= Beiträge zur Regional- und Migrationsforschung 5), Frankfurt a. M. 2005, 19–35.

<sup>243</sup> Den Menschen wird gleichsam zum Vorwurf gemacht, „nur“ in einem Land arbeiten zu wollen.

die österreichisch/steirische temporäre Arbeitsmigration in die Schweiz kaum Beachtung fand.

Die betroffenen Migrant\_innen wiederum zeigten sich erfreut über die Möglichkeit, im Rahmen eines Forschungsprojektes von ihren Auslandserfahrungen berichten zu können, die schönen Erinnerungen nach mehr als 50 Jahren zu teilen. Eine Reflexion über gesellschaftliche Zusammenhänge beziehungsweise eine Verknüpfung mit anderen Migrationsbewegungen hatte nur in geringem Ausmaß stattgefunden. Für die Oral-History-Forschung bot sich damit ein wahrer Glücksfall, war doch hier die seltene Chance gegeben, noch nicht auserzählte, durch Wissen über andere Biografien und deren Bewertung beeinflusste Lebensgeschichten zu erfahren.

## 6.2.) Persönliches Erinnern

*„Das Leben ist nicht das, was man gelebt hat, sondern das, woran man sich erinnert und wie man sich daran erinnert – um davon zu erzählen.“<sup>244</sup>*

### Oral History

Die Methode der „Oral History“, in ihren Anfängen stark diskutiert und infrage gestellt, bedarf nunmehr ob ihrer Verwendung nicht mehr der Rechtfertigung. Gerade jene Aspekte, die in besonderem Maße Kritik auf sich zogen, wie die „Subjektivität“ des Quellenmaterials, erweisen sich in einem modernen Ansatz als gewinnbringende Möglichkeiten der Erweiterung historischer Betrachtungen. Nicht zufällig traf das (Wieder-)Aufleben der Oral History in den 1960er- und 70er-Jahren mit der Einbeziehung von beziehungsweise dem Interesse an vollständig neuen Fragestellungen, wie sie die Sozialgeschichte mit sich brachte, zusammen.<sup>245</sup> Von Anbeginn an war das Potenzial der Oral History erkannt worden, bis dato – im wahrsten Sinn des Wortes – ungehörte Stimmen in die beziehungsweise für die Forschung aufnehmen zu können.<sup>246</sup> So überrascht es nicht, dass Frauen- und

---

<sup>244</sup> Gabriel Garcia-Marquez, *Leben um davon zu erzählen*, 2002.

<sup>245</sup> Es hatte bereits im 19. Jahrhundert Ansätze der Einbeziehung mündlicher Quellen gegeben. Diese stießen jedoch auf massive Ablehnung vonseiten des Historismus. Die neue Entwicklung nahm ihren Ausgang im angloamerikanischen Raum. Eine Rezeption in Österreich war erst zu einem sehr viel späteren Zeitpunkt gegeben. Teilweise sind bis zum heutigen Datum Ressentiments gegenüber der „unsicheren“ Quelle spürbar. Vergleiche dazu Karin M. Schmidlechner, *Oral History: considerations on a never ending story*, in: Ulrike Tischler (Hg.), *From „milieu de memoire“ to „lieu de memoire“*. The cultural memory of Istanbul in the 20th century, Graz 2006.

<sup>246</sup> Oral History gelangte ab den 1970er-Jahren insbesondere dort zum Einsatz, wo es von der „traditionellen“ Geschichtsschreibung marginalisierte Personengruppen in die Forschung einzubeziehen galt. Das Schlagwort

Migrationsforscher\_innen besonders häufig Interviews als Quellenmaterial heranzogen. Gerade für die Migrationsforschung kann die Bedeutung der „Oral History“ kaum zu hoch eingeschätzt werden. Mündliche Erzählungen bieten die Möglichkeit, „(...) die Vergangenheit aus der Sicht der Beteiligten zu schildern (...). Sehr oft stellt sich auch heraus, dass es keinen gleichwertigen Ersatz für die Schilderungen von AugenzeugInnen gibt (...).“<sup>247</sup> Dabei ist es insbesondere die Erfahrungswelt der Erzählenden, die von großem Interesse ist, bemüht sich doch „moderne“ Oral History um die Verknüpfung verschiedener Interessensebenen: So gilt es zum einen, teilweise noch vollständig unbekannte Wissensbestände zu erfassen; zum anderen ist dieses Wissen in seinen gesellschaftlichen Kontext einzubinden. Erinnern und Erinnerungen werden versucht, in ihrer historischen Dimension und Komplexität beleuchten zu werden, die Dynamik einander ergänzender, überlagernder oder auch widersprechender Erzählmuster wird nachzuvollziehen angestrebt.<sup>248</sup>

Das dem Kapitel gleichsam als Motto vorangestellte Zitat von Gabriel Garcia-Marquez („Das Leben ist nicht das, was man gelebt hat, sondern das, woran man sich erinnert und wie man sich daran erinnert – um davon zu erzählen.“) ist an dieser Stelle als entscheidender Punkt zu reflektieren. Vielfach wurde in den vergangenen Jahren auf das komplexe Zusammenspiel verschiedener „Erinnerungsebenen“, repräsentiert durch „kulturelles, soziales/politisches und individuelles Gedächtnis“, hingewiesen.<sup>249</sup> Die Summe der persönlichen Erfahrungen kommt im „individuellen Gedächtnis“ zum Tragen. Erlebtes wird in der Erinnerung re-konstruiert, auf der Grundlage gegenwärtigen Wissens geformt und interpretiert.<sup>250</sup> Eine Positionierung innerhalb gesellschaftlicher Strukturen wird vorgenommen.<sup>251</sup> Das Erinnern ist somit als Prozess zu verstehen, der ständigen Veränderungen unterworfen ist und nie zu einem Abschluss gelangt. Persönliche Erfahrungen, gesellschaftliche Gegebenheiten werden immer wieder neu zueinander in Beziehung gesetzt, gegenwärtiges Wissen beeinflusst die Deutung der Vergangenheit. Verschiedene Ebenen der Sozialisation sind neben- oder auch übereinandergelagert, überlappen sich teilweise, treten miteinander in Beziehung.<sup>252</sup> Der Gehalt der einzelnen Abschnitte muss dabei keine Konstante darstellen, vielmehr kann es zu

---

einer „Geschichte von unten“ kann in diesem Zusammenhang angeführt werden. Die Einführung von Geschichtswerkstätten und Ähnlichem mehr verdeutlicht den – teils aktionistischen – Ansatz, der vertreten wurde.

247 Schmidlechner/Miller, Liebe, 17.

Zur Oral History in der Migrationsforschung siehe auch: Hahn, Migration; Aufhauser, Geschlecht, 97–122.

248 Schmidlechner, Oral History.

249 Vergleiche insbesondere die Arbeiten von Jan und Aleida Assmann.

250 Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration?, 94–102.

251 Dies kann die Eingliederung in deren Vorgaben oder auch das widerständige Dagegen- oder auch Abseitsstehen bedeuten.

<sup>252</sup> Sozialisation ist nicht in der überkommenen Sichtweise zu verstehen, wonach Kindheit und Jugend als einzig entscheidende Lebensabschnitte zu begreifen sind, die durch eine einmalig stattfindende Sozialisation gekennzeichnet sind. Vielmehr stehen mehrere Sozialisationen nebeneinander, folgen aufeinander.



Bedeutungsverschiebungen kommen, wobei keineswegs alle „Ebenen“ gleichermaßen betroffen sind. Die Herstellung von Verbindungen und Assoziationen variiert nicht allein in unterschiedlichen Lebensabschnitten, sondern weist unter Umständen in einigen Aspekten durchaus auch „Tagesaktualität“ auf.<sup>253</sup>

Die steirischen Arbeitsmigrationen in die Schweiz erwiesen sich auch in dieser Hinsicht als äußerst spannendes Forschungsfeld. Die nicht existierende öffentliche Auseinandersetzung fand ihre Entsprechung in der privaten Nichtbeachtung des Themas. Die Migrant\_innen sprachen in ihrem familiären Umfeld kaum über ihre Erfahrungen in der Schweiz.<sup>254</sup> Die Biograf\_innen hatten ihr Leben noch nicht „auserzählt“. Es hatte also nicht durch oftmalige Wiederholung zu einer Automatisierung der Erzählungen kommen können. Dies wurde insbesondere in der unstrukturierten Form der Erzählungen deutlich. Ein Erzählstrang war lediglich in der Wiedergabe des Lebenslaufs bis zur Abreise in die Schweiz gegeben.<sup>255</sup> Teilweise hatten sich die Gesprächspartner\_innen auch Daten über Aufenthaltsdauer und Stellenwechsel notiert, die zunächst in chronologischer Reihenfolge präsentiert wurden. Die eigentliche Erzählung über den Aufenthalt in der Schweiz, das dort Erlebte war aber mehrheitlich als lose Aneinanderreihung zeitlich unzusammenhängender Anekdoten strukturiert. Auch Formen eines einige Male auftretenden „Erzählzwanges“ deuten darauf hin, dass keine „Erzählerfahrung“ zur Thematik der eigenen Migration bestand.<sup>256</sup> Natürlich flossen auch im Fall der steirischen Arbeitsmigrant\_innen Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte in die Erinnerung ein<sup>257</sup>, auch aktuelle gesellschaftspolitische Debatten wurden als Interpretationsrahmen herangezogen. Einige wenige Interviewpartner\_innen nahmen beispielsweise direkt oder indirekt auf aktuelle Debatten Bezug, verglichen die eigene Migration mit Migrationsbewegungen der Gegenwart. So kann festgehalten werden, dass im Vergleich zu anderen Themen kaum „Überformungen“ stattgefunden haben. Eine gesellschaftlich vorbestimmte Betrachtungsweise der Migrationen in die Schweiz war

---

<sup>253</sup> Gemeint sind damit aktuelle Lebensumstände, gerade generiertes Wissen. Die „Tagesverfassung“ der Interviewpartner\_innen – wie auch der Interviewerin!! – spielt ebenfalls eine entscheidende Rolle für den Interviewverlauf, die erzählten Erinnerungen.

<sup>254</sup> Einige der InterviewpartnerInnen hatten sehr wohl ausgiebig und immer wieder – ihren Kindern, zumeist aber den Enkelkindern – von ihren Erlebnissen in der Schweiz erzählt. Sie stellten jedoch die Minderzahl dar. Vielfach wussten Kinder zwar über einen Schweizaufenthalt der Eltern Bescheid, verfügten aber über keinerlei Zusatzinformationen, wie etwa Beweggründe oder Ähnliches mehr.

<sup>255</sup> Dies stellt einen neuerlichen Beleg für Biografien als gesellschaftliches Ordnungsprinzip dar. Ruokonon-Engler, „Unsichtbare“ Migration?, 95 f.

<sup>256</sup> Der Erzählzwang beschreibt die Notwendigkeit, Erzählungen in für Zuhörer\_innen verständlicher Weise zu gestalten. Einmal eingeführte Personen etwa müssen vorgestellt beziehungsweise ihre Involvierung erläutert werden. [Christoph Weischer, Sozialforschung, Konstanz 2007.] Im Rahmen der Oral-History-Gespräche wurde einige Male um Löschung beziehungsweise Nichtverwendung bestimmter Interviewpassagen gebeten. In anderen Fällen wurde – gewissermaßen noch „rechtzeitig“ – um einstweiliges Ausschalten des Tonbandgerätes gebeten.

<sup>257</sup> Vergleiche dazu Svasek, Introduction, 13.

schlichtweg nicht gegeben.<sup>258</sup>

Belege hierfür finden sich insbesondere in einem Vergleich der beiden Interviewserien. War die erste Gruppe noch vollständig „unbelastet“, traten Männer und Frauen, die im Rahmen der zweiten Projektphase interviewt wurden, bereits mit bestimmten Einschätzungen und Erwartungen an das Gespräch heran. Diese Interviewpartner\_innen hatten auf einen Zeitungsbericht und den darin enthaltenen Aufruf reagiert. In dem Artikel waren Ergebnisse des ersten Projektes zu „Steirischen Haustöchtern“ vorgestellt, in kurzer Form über deren Erfahrungen berichtet, auch einige kritische Anmerkungen zu arbeitsrechtlichen Fragen getroffen worden.<sup>259</sup> Die Biograf\_innen der zweiten Interviewreihe waren somit mit ersten Einschätzungen und Überlegungen von anderen Migrantinnen und Forscherinnen konfrontiert gewesen. Sie reagierten, teils deutlich nachvollziehbar, auf die solcherart erhaltenen Vorgaben. Viele agierten in dem Versuch um Übereinstimmung oder auch Widerlegung der vorliegenden Deutungsangebote. Die unaufgefordert mehrmals wiederholte Beteuerung „Nichts Schlechtes über die Schweiz sagen“ zu können, weist ebenso in diese Richtung wie die mehrfach in ähnlicher Weise formulierte Aussage „MIR ist es sehr gut gegangen, bei anderen mag das anders verlaufen sein (...)“.<sup>260</sup> In zwei Fällen wurde dabei auch der gezielte Versuch unternommen, die männlichen Migrationserfahrungen von jenen der Frauen abzugrenzen: Frauen hätten in ihrem Arbeitsfeld wohl eher mit Schwierigkeiten umgehen müssen, wurde formuliert.<sup>261</sup> Die Geschlechterdichotomie wurde somit durchaus auch in den Interviews zur Sprache gebracht, jedoch selten ausführlich reflektiert. Vielmehr wurden die strikt getrennten Berufszweige von Männern wie Frauen als Selbstverständlichkeit wahrgenommen. An als traditionell – und daher wahr und richtig – empfundenen Rollenbildern wurde nicht gerüttelt, beziehungsweise waren Verhaltensmuster als gesetzmäßig internalisiert worden. Dies kam auch in den Interviews zum Ausdruck. Zwar ähnelten die Erzählstrukturen von Frauen und Männern einander stark, dennoch sind ebenso klare Divergenzen feststellbar.

In den Gesprächen manifestierte sich ein „männliches“ „Erzählmonopol“, das insbesondere

---

258 Wie sehr gesellschaftliche Vorgaben beziehungsweise die Häufigkeit einer Thematisierung die Wahrnehmung bestimmter Gegebenheiten beeinflusst, zeigt sich insbesondere an dem breiten Raum, der Erlebnissen während der Kriegsjahre eingeräumt wurde. Einerseits stellte das Erzählen wohl eine Möglichkeit der Verarbeitung traumatischer Erfahrungen dar, andererseits waren die Berichte eindeutig an entsprechende Dokumentationen (inklusive Zeitzeugenberichten) orientiert. Die Biograf\_innen hatten gleichsam „gelernt“, was historisch „interessant“ war. Dies wird besonders offenkundig, wenn beispielsweise von Zerstörungen durch den Bombenkrieg berichtet wird, obgleich in kurzem Abstand zur genannten Passage davon die Rede ist, dass der eigene Heimatort glücklicherweise von Bombardierungen verschont geblieben sei.

259 Petra Prascsaics, *Gesucht: fleißige Mädchen*. Grazer Historikerinnen beleuchten das Leben der Gastarbeiterinnen in der Schweiz, in: *Kleine Zeitung Wissen*, 16. 5. 2010, 16–17.

260 Siehe beispielsweise Interview Peter C.

261 Interview Herr K.; Interview Herr R.

deutlich zum Ausdruck gelangte, wenn bei den Interviews mit Frauen deren Ehemänner anwesend waren.<sup>262</sup> War den erzählenden Frauen ein Datum entfallen, befragten sie automatisch den Gatten hierzu. Der Ehemann galt als Wissensinstanz, wurde teilweise von den Frauen als Erzähler in das Interview einbezogen – obwohl die Mehrheit der Ehepartner\_innen einander zum Zeitpunkt des Schweizaufenthaltes noch nicht gekannt hatten. Das von Frauen wiedergegebene Gefühl als Erzählerinnen nicht genügen zu können, ist auch aus anderen Oral-History-Projekten bekannt. Eine jahrhundertelange Bevorzugung und Monopolisierung „männlichen“ Erzählens scheint in der Generation der in den 1930er-/40er- und 50er-Jahren Geborenen noch beziehungsweise sogar in besonderem Ausmaß greifbar.<sup>263</sup> Die Interviews zeigten, dass Männer wie Frauen ein Bedürfnis danach verspürten, Fakten in Form von Daten nennen zu können. Diese wurden gerne als Eckpunkte der Erzählung herangezogen. Einige Male waren bereits im Vorfeld des Gesprächs Zettel angelegt worden, auf denen die wichtigsten Punkte festgehalten wurden. Kam es zu der Situation, dass ein als wichtig empfundenenes Datum nicht erinnert wurde, fielen die Reaktionen hierauf unterschiedlich aus. Während Männer über eine nicht memorierte Zahl relativ rasch hinweggingen, wurden Frauen durch ihr Nichtwissen häufig in Unruhe versetzt. Die ohnedies gegebene Anspannung verstärkte sich. Grundsätzlich präsentierten sich Frauen um vieles nervöser, beziehungsweise waren sie – im Gegensatz zu den männlichen Interviewpartnern – eher bereit durch die Interviewsituation verursachte Unsicherheiten zu thematisieren. Schwächen anzusprechen, Gefühle in die Überlegungen mit einzubeziehen, fiel ihnen tendenziell leichter, während wiederum im Gegenzug bestimmte andere Themen von ihnen kaum angesprochen oder nur in „verschlüsselter“ Form der Erzählung über das Hörensagen wiedergegeben wurden.<sup>264</sup> Vor allem Beziehungen zum anderen Geschlecht sind diesem Feld zuzuordnen. Kontakte zu Männern, insbesondere zu Schweizern, habe es kaum gegeben, wären auch gar nicht gewünscht gewesen, wurde erzählt. Die Betonung einer Seriosität des eigenen Handelns stand im Zentrum derartiger Berichte. Dies überrascht nicht, führt man sich die den österreichischen Frauen vonseiten einiger Schweizerinnen entgegengebrachten Vorwürfe vor Augen. Den jungen Arbeitsmigratinnen wurde kollektiv vorgehalten, den

---

262 Vergleiche zu diesem Aspekt auch: Sonnleitner, Arbeitsmigration.

263 Aleida Assmann verweist auf eine gesellschaftliche Angst vor dem weiblichen Erinnern, die viel dazu beitrug, Frauen als Erzählerinnen – auch literarischer Texte – zu verhindern. Aleida Assmann, *Geschlecht und kulturelles Gedächtnis*, in: Meike Penkwitt (Hg.), *Erinnern und Geschlecht*, Bd. 1 (= Freiburger FrauenStudien 19), Freiburg i. B. 2006, 29–46.

Spätere Generationen weisen, das zeigen Vergleichsbeispiele anderer Projekte, derartige Geschlechtermuster in Erzählungen nicht auf. Gerade die Kriegs- und Nachkriegsgenerationen dürften jedoch eine besonders starke dahingehende Prägung erfahren haben.

264 Zum Themenkomplex der Gefühle und deren Handhabung siehe auch den Abschnitt „Mann – Frau: eine (un)zulässige Grenzsetzung der Migrationsforschung?“ – im Text weiter oben.

Aufenthalt in der Schweiz gewissermaßen zur „Männerjagd“ zu benutzen, den Schweizerinnen „ihre“ Männer wegnehmen zu wollen.<sup>265</sup> Wurde dennoch das Kennenlernen eines Mannes in der Schweiz zum Thema, so erfolgte in der Erzählung meist eine unmittelbare Verknüpfung mit Heiratsüberlegungen, einer – legitimierenden – Ehe.<sup>266</sup> Männer hingegen sprachen durchaus über Beziehungen, die sie in der Schweiz eingegangen waren. Völlige Offenheit im Sinne von Ungezwungenheit war aber auch in ihren Berichten nicht gegeben. Dazu trug auch die Interviewsituation in zweierlei Hinsicht bei. Zum einen war in einigen Fällen die Ehefrau des Biografen anwesend – vor ihr sollten keine „Geschichten“ aus der Jugend wiedergegeben werden, um Eifersucht und/oder Kränkungen zu vermeiden.<sup>267</sup> Zum anderen stellte wohl auch die Autorin als Interviewerin ein gewisses Hemmnis dar. Der jüngeren Frau gegenüber wollte man sich nicht als unhöflich erweisen, „schwierige/delicate“ Themen wurden beiseitegelassen. Dennoch wurden immer wieder Beziehungen mit Schweizerinnen angesprochen, diese Erzählungen mit einem gewissen Augenzwinkern präsentiert. So wurde von einigen der Männer – meist außerhalb der eigentlichen Interviewsituation – auch darauf hingewiesen, wie gut die steirischen Burschen bei der Schweizer Damenwelt angekommen seien.<sup>268</sup> Zu guter Letzt kann auch in der Schilderung der Interviewsituation ein gewisses Geschlechtergefälle wahrgenommen werden. Die Gesprächsanbahnung war zunächst in allen Fällen gleich verlaufen. In meist zwei Telefonaten wurden Ablauf und Zweck der Interviews geklärt und in weiterer Folge ein Termin vereinbart. Während nun sämtliche Interviewpartnerinnen ihre Wohnungen als Ort des Treffens gewählt hatten, war dies bei weniger als der Hälfte der Gesprächspartner der Fall.<sup>269</sup> Zwei der Männer schlugen vor, sich in Universitätsnähe beziehungsweise in Räumlichkeiten der Universität zu treffen, zwei weitere nannten ihre Stamm-Kaffehäuser, um dort das Gespräch abzuhalten. Grundsätzlich stellt es einen großen Vorteil dar, Interviews an von den Gesprächspartner\_innen hierfür ausgesuchten Örtlichkeiten stattfinden zu lassen. Die vertraute Umgebung wirkt gleichsam beruhigend, der Raum stellt keinen – zusätzlichen – Stressfaktor dar. So verliefen nach teilweise anfänglich gegebenen Startschwierigkeiten –

---

265 Bochsler/Gisiger, Städtische Hausangestellte, 388, 399.

266 Das allgemeine Klima der 1950er-Jahre muss hier bedacht werden. In der Schweiz wurde beispielsweise das Zusammenleben eines unverheirateten Paares als Konkubinat betrachtet und verfolgt.

267 Einer der Männer erzählte über seine Beziehungen in der Schweiz sobald die Frau den Raum verlassen hatte. Mit dem geschilderten Verhalten kommt einmal mehr das angelernte Geschlechterverhältnis zum Ausdruck.

268 Die geschilderte Beliebtheit könnte damit zu erklären sein, dass die steirischen Männer – noch – nicht dem Bild hegemonialer Männlichkeit entsprachen. Es ist aus anderen Untersuchungen bekannt, dass gerade in der Nachkriegszeit alternative Männlichkeiten, die nicht jene Dominanz verkörperten, von Frauen sehr positiv wahrgenommen wurden. Schmidlechner/Miller, Liebe.

269 Es kann angenommen werden, dass auch hierbei eine generationell bestimmte Gender-Divergenz zum Tragen kommt: Für Frauen dieser Altersgruppe und Herkunft (bäuerlich-ländlich) stellt das Treffen in der Halböffentlichkeit eines Gastraumes keine Option dar. Zudem waren viele von ihnen auch stolz, ihre Wohnungen und Häuser, die von ihnen mit „geschaffen“ worden waren, präsentieren zu können.

zwei der Frauen zeigten sich äußerst nervös – sämtliche Gespräche in sehr angenehmer Atmosphäre und guter Stimmung.<sup>270</sup> Die Freude, schöne Erinnerungen teilen, die eigene Erfahrung auch einer breiteren Öffentlichkeit vermitteln zu können, kam deutlich zum Ausdruck. Auch in dieser Hinsicht bestätigt sich einmal mehr die große Relevanz des behandelten Themas.

## **Biografien**

Im folgenden Abschnitt werden die Lebensgeschichten der im Zuge des Projektes interviewten Steirer und Steirerinnen wiedergegeben. Nicht die Einordnung in Schemata beziehungsweise die soziologische Gruppenformierung steht dabei im Mittelpunkt, vielmehr scheint es entscheidend, den Bedeutungsgehalt der Lebensgeschichten zu betonen. Daher werden die Persönlichkeiten einzeln vorgestellt, dem Wert ihrer Erlebnisse und Erfahrungen solchermaßen Rechnung getragen. Übereinstimmungen verschiedener Erzählungen wie auch Abweichungen haben starke Aussagekraft und tragen in ihrer Vielfalt massiv zum Verständnis gesellschaftlicher Phänomene bei. Strukturen, ihre Vorgaben und Auswirkungen werden oftmals erst in ihrer Überwindung offenkundig, weshalb auch der „allgemeinen“, „normalen“ gesellschaftlichen Entwicklung widersprechende Lebensläufe in ihrer Aussagekraft von großem Gehalt sind.

„Der komplexe Charakter und die komplexen Motive von Wanderungen sind nur ein Aspekt, den Lebensgeschichten zu besserem Verständnis zu leisten in der Lage sind. Liest man solche Geschichten aufmerksam, so stößt man auf viele Einzelerlebnisse und Einzelerfahrungen, die vielleicht über den individuellen Fall hinaus Bedeutung haben (...)“<sup>271</sup>

Jeder und jede Einzelne der Männer und Frauen, die dem Projekt „Arbeitsmigration in die Schweiz“ ihr Erlebtes zur Verfügung stellten, wird daher mit seinen/ihren Erzählungen nach Maßgabe der Möglichkeiten Raum finden.

## **Uwe B.**<sup>272</sup>

---

<sup>270</sup> Zu Beginn der Treffen war bei nahezu allen Interviewpartner\_innen Nervosität spürbar. Die Ungewissheit über den Ablauf des Interviews – wenn auch im Vorfeld besprochen – erwies sich als Hauptpunkt der Unsicherheiten, wobei insbesondere das Aufnahmegerät gewisse Ängste hervorrief. Als sich das erwartete große Mikrofon jedoch als rechteckige kleine, auf dem Tisch liegende Schachtel entpuppte, war in der Mehrheit der Fälle das größte Hemmnis bereits beseitigt. Das in den Kontakttelefonaten und auch in weiterer Folge verwendete umgangssprachliche Steirisch trug ebenfalls zu einem entspannten Gesprächsverlauf bei. (So kam es in der zweiten Interviewserie auch nicht mehr zu Äußerungen, wonach „schön sprechen“ schwierig sei und man sich für die Verwendung des Dialektes entschuldigen müsse.)

<sup>271</sup> Michael Mitterauer, *Wege nach Wien – Migration im Rückblick* (= Wiener Vorlesungen 86), Wien 2002, 13.

<sup>272</sup> Die Reihung der Biografien erfolgt nach alphabetischer Ordnung der Familiennamen.

Die kursiv gesetzten Texte stellen Zitate der Biograf\_innen dar, die den Transkripten entnommen wurden. Die Struktur wurde soweit als möglich im Original belassen, Veränderungen lediglich vorgenommen, wenn die Verständlichkeit gefährdet erschien.

*Also es war eine Ausbildungsstelle damals, und der Bauer, der mich betreut hat, das war meine Kontaktperson. Der hat mir von Früh bis Abend erzählt. Wie man das macht und wie die Maschine funktioniert und wie das und warum. Wenn irgendetwas war, er hat es mir immer erklärt. Es war also wirklich ein richtig väterliches Verhältnis.*

*Ich bekam auch Lohn, ich bekam im Monat 80 Franken, hab' dort Wohnung und Kost gehabt, musste aber meine Arbeitskleidung selbst beistellen. Also es war gar nicht so schlecht für damals. Es war sehr fair, ich hab' sie überhaupt als sehr fair empfunden. Obwohl wir 80 Stunden in der Woche gearbeitet haben. Einfach jeder Tag war von 6 in der Früh bis 8 am Abend. Ja, nur am Sonntag hab' ich dann so ab 10 bis 16 oder 17 Uhr frei gehabt und sonst nur gearbeitet. Es war sehr hart, aber sie haben das selbst auch gemacht, ich hab' mich nicht ausgebeutet gefühlt.*

1939 in Deutschland geboren, wuchs Uwe B. in Graz auf, wohin seine Mutter, eine gebürtige Grazerin, nachdem ihr Mann – ein Deutscher – gefallen war, zurückgegangen war. Uwe B. verbrachte die Kriegsjahre gemeinsam mit seinen Geschwistern bei den Großeltern in Graz. Der Mutter war es nach 1945 möglich, eine Anstellung in Linz zu erhalten, sie lernte dort auch ihren zweiten Mann kennen, die Familie lebte fortan in Oberösterreich. Uwe B. besuchte das Gymnasium und wurde auf Initiative des Stiefvaters – er betont, stets ein gutes Verhältnis zu ihm gehabt zu haben – während der Ferien zu einem Praktikum in die Schweiz vermittelt. Da ihm Arbeit und Leben auf einem Bauernhof in der Schweiz sehr gut gefielen entschloss sich Uwe B., eine landwirtschaftliche Ausbildung absolvieren zu wollen. Um in Österreich auf einer landwirtschaftlichen Fachschule zugelassen zu werden, musste er ein Jahr Praxis vorweisen – diese Zeit verbrachte er in der Schweiz. Er scheiterte, wieder in Österreich angekommen, zwar an der Aufnahmeprüfung, ging aber in weiterer Folge erneut auf ein Gymnasium und absolvierte ein Studium. Sein akademischer Weg führte ihn schließlich zu einer Professur. Uwe B. wohnt in Graz, er ist in zweiter Ehe verheiratet und hat zwei Kinder. Die Aufnahme in die Familie der Schweizer Bauern war für ihn, der seinen leiblichen Vater nie kennengelernt hatte, von entscheidender Bedeutung. Das Ankommen als „Kind“ und die – vor allem auf einer menschlichen Ebene erfolgende – Ausbildung wurden als eindruckliche Erfahrungen geschildert.

Herrn B.'s Leben wurde, wie er selbst immer wieder betont, stark durch das Erlebnis seiner Schweizaufenthalte geprägt. Das dort erworbene Wissen konnte er nicht auf praktischer Ebene, sehr wohl aber in Form eines Erfahrungsschatzes nutzen. Dies stellt eine Gemeinsamkeit zu vielen weiteren Arbeitsmigrant\_innen jener Jahre dar.

## **Peter C.**

*Ich hab' dann durch Zufall von einem Kollegen, den ich kennengelernt hab' als Lehrling, der hat dann gesagt, du, bei uns wird ein Posten frei in Lausanne, bewirb dich. Es war allerdings damals so in der Schweiz, dass du ein halbes Jahr nicht wechseln durftest. Die Fremdenpolizei, wie's damals geheißen hat, hat eben das so geregelt, dass man ein halbes Jahr eben bei einer Firma bleiben hat müssen und dann hat man wechseln können. Nach einem halben Jahr bin ich dann dort weg und bin nach Lausanne. Na, und das war natürlich – ich bin mir vorgekommen wie, wie soll ich sagen, wie im ... Ja, vielleicht mit dem Paradies will ich's nicht vergleichen, aber, aber es war halt sehr schön. Allein die Landschaft und die Berge und das war halt ein Traum. Die Arbeit war, annehmbar, sagen wir so. Es war wirklich – ich könnte nix Negatives sagen, und habe dort dann, ja, fünffeinhalb Jahre in Lausanne gearbeitet.*

Herr C. kam im Dezember 1940 zur Welt. Er wuchs in Mariazell auf, wo er zunächst auch die Schule besuchte, ehe er nach Wien ins Internat geschickt wurde. Nach der Absolvierung einer Lehre zum Fotografen arbeitete er vorerst in Deutschland und wurde dann durch einen Kollegen auf die Möglichkeit aufmerksam, in die Schweiz zu gehen. Peter C. arbeitete ab 1959 in Freiburg, später in Lausanne als Fotograf. Aufgrund eines – vermeintlich – tollen beruflichen Angebotes seines Onkels entschloss er sich nach über fünfjährigem Aufenthalt in der Schweiz wieder nach Österreich zurückzukehren. Herr C. war zweimal verheiratet und hat eine Tochter.

Peter C. gehört einer bereits etwas späteren Generation von Schweiz-Migranten an, denen es möglich war, ihre in Österreich erworbene Qualifizierung auch in der Schweiz zu nutzen. Seine Erfahrungswelt unterscheidet sich daher von jener anderer Arbeitsmigrant\_innen. So lebte er stets in eigenen Wohnungen, war nicht in die Familie seiner Arbeitgeber einbezogen. Die Zeit in der Schweiz nutzte er in gewisser Weise zur Selbstverwirklichung. Es war ihm dank des guten Verdienstes möglich, sich ein Auto zu finanzieren, gegen Ende seines Aufenthaltes nahm er sich mehrere „Auszeiten“, vereinbarte mit seinem Chef nur bei Bedarf arbeiten zu müssen.

Der Rückblick fällt äußerst positiv aus, eine Rückkehr in die Schweiz sei durchaus in Erwägung gezogen worden, war jedoch, laut Aussage von Herrn C., aus beruflichen Gründen nicht durchführbar. Die ursprünglich in Aussicht gestellte Stelle in Österreich erwies sich als enttäuschend und Herr C. war gezwungen, kurzfristig eine Alternativlösung zu organisieren. Zwar auch in Österreich erfolgreich, sehnte er sich in das Traumland Schweiz, wo seiner

Auffassung nach die beruflichen Chancen weit einfacher zu nutzen gewesen wären.

### **Erich H.**

*Ich kann von der Schweiz nur alles Gute sagen, mir ist es gut gegangen, ich war in der Familie wie daheim. Ich bin auch mit den Buben, mit den Kindern der Familie sonntags im Wohnzimmer gesessen. Wenn wir kein Geld verbrauchen wollten, sind wir im Wohnzimmer gesessen und haben uns unterhalten. Ich hab' am Anfang in der Schweiz auch eine Freundin gehabt. Wir Österreicher waren gern gesehen in der Schweiz, das war einmal die Grundbedingung, weil wir waren von Haus aus das Arbeiten schon gewohnt. Deswegen haben wir uns draußen leicht getan, nicht, und so hat uns das arbeiten nix ausgemacht. Mich wollte der Chef dann überhaupt behalten, wollte mich gar nicht mehr gehen lassen. Er wollte mich anlernen, ich soll draußen bleiben. Das steht auch in den Zeugnissen: dass ich in der Wurschtereier gut war und beim Kochen – ich war gut.*

*Zum ersten Mal bin ich am 18. 10. 1951 in die Schweiz gefahren. Ich war siebzehneinhalb Jahre alt. Ja, wir haben daheim kein Geld gehabt, nur einmal da und einmal dort gearbeitet. Da bin ich in die Schweiz gefahren, und da bin ich über den Winter draußen geblieben und im Frühjahr hab' ich müssen heimfahren – ich musste in unserer Landwirtschaft arbeiten helfen. Dann bin ich im Jahr 1952 im Herbst wieder hinausgefahren und bin ein ganzes Jahr geblieben. Bis ins Jahr 1953, und dann hab' ich die Frau kennengelernt, dann haben wir geheiratet. Im Jahr 1956 haben wir geheiratet und am 1. November 1958 sind wir beide noch einmal hinausgefahren, da haben wir aber schon ein Kind gehabt. Ich hab die Frau mitgenommen, wir haben aber nicht beieinander gewohnt.*

Herr H. kam im April 1934 zur Welt. Seine Eltern besaßen eine kleine Landwirtschaft in der Nähe von Gleinstätten. Aufgrund des Krieges und der prekären finanziellen Situation der Familie war es Erich H. lediglich möglich, die Volksschule zu besuchen, auch die Absolvierung einer Lehre blieb ihm daher verwehrt. Die Mithilfe in der Landwirtschaft stellte zudem eine Erleichterung für die Eltern dar. Herrn H.'s Schwester, die bereits einige Jahre zuvor in die Schweiz aufgebrochen war, wies ihn auf die Möglichkeit hin, selbst in die Schweiz zu gehen. Dem ersten Aufbruch im Jahr 1951 folgten weitere Aufenthalte, die bei zwei verschiedenen Dienstgebern verbracht wurden. Es handelte sich um Mischbetriebe, Tiermast, Fleischerei und Gastwirtschaft waren miteinander verbunden und stellten Einsatzgebiete von Erich H. dar. Ein letzter Arbeitsaufenthalt wurde gemeinsam mit seiner Frau absolviert.

Als ungelernte Hilfskraft in relativ jungen Jahren in die Schweiz aufgebrochen, stellte die



selbstverständliche Eingliederung in Familie und Betrieb für Herrn H. eine Besonderheit dar. Er verstand seine Mitarbeit in verschiedensten Bereichen als Chance, genoss es, Neues zu erlernen, vor allem aber Verantwortung übertragen zu bekommen. Die Tatsache, dass seine Arbeit geschätzt, er für sein Können gelobt wurde, erfuhr besondere Hervorhebung.

Das konstitutive Element der Begründung seiner Arbeitsmigration stellte die sehr gute Entlohnung in der Schweiz dar. Insbesondere der letzte Aufenthalt in der Schweiz ermöglichte dem jungen Ehepaar den Aufbau einer gemeinsamen Zukunft, da mit dem verdienten Geld Umbaumaßnahmen finanziert werden konnten.

### **Alois K.**

*Ja ich bin 1955 im Oktober in die Schweiz gefahren, nach St. Gallen. Und da bin ich das erste Mal mit dem Zug gefahren – von Graz weg, das war schon ein Erlebnis. In Bregenz bin ich dann in der Früh angekommen, die ganze Nacht durchgefahren und da war's mir miserabel schlecht – das erste Mal Zugfahren, nicht. Heimfahren hätt' ich nimmer können, ich hab' nur mehr hundert Schilling gehabt und dann bin ich von Bregenz weiter nach St. Gallen in die Schweiz. Dann hab' ich nur mehr 5 Franken gehabt in St Gallen, und dann bin ich mit dem Taxi zu der Arbeitsstelle gefahren, zu einem Gasthaus. Dort war meine Aufgabe als Haus- und Küchenbursche. Da hab' ich von 7.30 Uhr bis spät in die Nacht – 12 Uhr, 1 Uhr – gearbeitet. Einmal bin ich mit der Chefin auf den Markt gegangen, da hat sie mir eine Banane gegeben. Die hab' ich nicht gekannt und hab' sie das erste Mal samt der Schale essen wollen. Die Chefin hat mir dann gesagt, dass ich die abschälen muss. Ja und so war halt der Lebenslauf, da bin ich halt sechs Monate geblieben, weil heimfahren hätt' ich nicht können. Ich hab' das Geld nicht gehabt. Sechs Monate hab' ich bleiben müssen, bevor ich wechseln konnte. Mir ist es dort sehr schlecht gegangen, die haben mich ja miserabel behandelt. Das Essen war gut, aber mit der Chefin hab ich mich nicht verstanden.*

*Bei der zweiten Stelle war ich dann eineinhalb Jahre. Da hat's mir recht gut gefallen. Ich hätte dort Aufstiegschancen gehabt: den Führerschein machen und mit dem Chef unterwegs sein, weil der ist in der ganzen Schweiz herumgefahren.*

Alois K., 1937 geboren und aufgewachsen im Bezirk Leibnitz, entschloss sich 1955 sehr spontan in die Schweiz zu gehen. Durch einen Kollegen vermittelt, wusste er von einem Gasthaus, das einen Burschen suchte. Er reiste ohne Papiere (Aufenthaltsgenehmigung) in die Schweiz ein, blieb zunächst ein halbes Jahr in der Gastronomie tätig, ehe er die Gelegenheit fand, den Posten zu wechseln. Hatte er sich bei der ersten Stelle noch ausgenutzt gefühlt, genoss er in weiterer Folge den Schweizaufenthalt sehr. Herr K. verbrachte mit mehreren

Unterbrechungen sechs Jahre in der Schweiz, arbeitete für verschiedene Arbeitgeber, meist als Hausbursche oder Ausläufer. Nach seiner Heirat und der Geburt des ersten von drei Kindern kehrte er endgültig nach Österreich zurück.

Herr K. wurde in erster Linie durch die schwierige Arbeitsmarktlage in seiner Region dazu veranlasst, einen Auslandsaufenthalt in Erwägung zu ziehen und auch rasch aufzubrechen. Bereits seine Eltern waren als Gelegenheitskräfte in der Landwirtschaft tätig gewesen. Er selbst konnte nach Absolvierung der Schulzeit aus Geldmangel keine Lehrstelle antreten und war daher ebenfalls als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter von Gelegenheitsarbeit abhängig. So war der Verbleib in der Schweiz selbst unter schwierigsten Bedingungen vor allem an Geldfragen gekoppelt. Sein „Durchhalten“ ermöglichte Alois K. aber schließlich, mit dem Ersparten den Grundstein für eine „bessere“ Existenz mit seiner Familie in der Steiermark zu legen.

#### **Karl L.**

*Dann bin ich wieder in die Schweiz gefahren. Dort war ich dann lang, dreieinhalb Jahre, am gleichen Platz. Ich war dann dort bei der Ortsmusik, bei der Theatertruppe, bei einem kleinen Salonorchester, das es dort gegeben hat. Es hat mir gefallen, nur Schlaf hab ich zu wenig gehabt. Jeden Tag um vier Uhr in der Früh sind wir aufgestanden. Mein Chef hat eine große Schweinemästerei gehabt, mit 400 Säuen, dann noch eine Käserei, da haben die Bauern laufend die Milch gebracht und so ist das dahingegangen. Aber dort war ich sehr gern. Nur Französisch hab ich nicht gelernt. Ja, der Chef war ein Deutschschweizer, unser Oberkäser war auch Deutschschweizer, beide haben aber perfekt Französisch gesprochen, dann haben wir noch einen Italiener gehabt, den Antonio, der hat auch wieder gut deutsch geredet – Französisch auch und natürlich Italienisch. Nur ich war der Blöde, der nur Deutsch gesprochen hat, naja. Ich war dann schon so stur, dass ich es zu Fleiß nicht gelernt hab – ja: „bonjour und bonsoir“, aber sonst ... Freundschaften hat es viele gegeben, mit Menschen beiderlei Geschlechts. Vor allem mit den Musikkollegen war ich gut befreundet und mit ihren Frauen.*

*Es war dann ein Zufall, dass ich nimmer dort geblieben bin. Ich hab nämlich einen Heiratsantrag gekriegt und da bin ich dahin gewesen. Ich war zwar schon 27 Jahre alt, aber das hab ich nicht wollen – obwohl ich dann ein Jahr darauf in der Steiermark geheiratet hab. Ja, da hat's dann passt.*

Karl L. kam 1929 in Wien zur Welt, besuchte dort Volks- und Hauptschule. Aufgrund einer großen Begeisterung für „das Land“ entschloss er sich 1943 dazu, in den Landdienst der

Hitlerjugend zu gehen und nach der Absolvierung des einjährigen Pflichtdienstes im Salzkammergut, wo er eingesetzt worden war, zu bleiben. Eine landwirtschaftliche Lehre und diverse einschlägige Kurse komplettierten seinen Ausbildungsweg. Als er eine Annonce eines Schweizer Betriebes in einer regionalen Zeitung las, entschied er spontan, diese Chance zu ergreifen, und ging als 18-Jähriger zunächst für ein Jahr in die Schweiz. Nach zweijähriger Pause brach er erneut auf, wobei ihn nunmehr der Weg in die französische Schweiz führte. Wiederum in einem bäuerlichen Betrieb angestellt, blieb er dreieinhalb Jahre, ehe er endgültig in die Steiermark zurückkehrte. Herr L. heiratete und betrieb gemeinsam mit seiner Frau eine Gastwirtschaft. Das Ehepaar hat eine Tochter.

Karl L. zog es in erster Linie aufgrund der hervorragenden Verdienstmöglichkeiten in die Schweiz. Er genoss beide Aufenthalte sehr, fühlte sich in den Familien seiner Arbeitgeber\_innen äußerst wohl und für seine Arbeitsleistung wertgeschätzt. Die Rückkehr in die Steiermark erschien ihm in der Erinnerung irrational und wurde als Fehlentscheidung wahrgenommen. Zwar zeigte er sich froh darüber, seine Frau getroffen, eine Familie gegründet zu haben – ein Leben in der Schweiz mit Frau und Kind gemeinsam wäre ihm als ideale Lösung erschienen, dies hätte jedoch seine Gattin abgelehnt.

### **Leni L.**

*Im 48er-Jahr ist in Trieben der Kindergarten aufgemacht worden und die Kindergärtnerin hab' ich gut gekannt und die hat mich dann als Helferin aufgenommen. Ich hätte nirgends hingehen können, zur Lehre, meine Mutter war ja krank. Und da hab' ich halt als Kindergartenhelferin gearbeitet.*

*Wir haben hier in einem Personalhaus gewohnt, wo wir im Hof unten das Trinkwasser gehabt haben. Ja und da war ich in unserer Familie die Mutter, die Hausfrau und alles, nicht. Ich hab's halt gemacht ... Und mit 19 Jahren hat mich eine Bekannte einmal angerufen und gefragt, ob ich nicht in die Schweiz möchte. Die war schon in der Schweiz und ich hab' mir gedacht „jetzt geh ich einmal von der ‚Kittelseiten‘ fort, weg von meiner Mutter, ich MUSS einmal hinaus, ich muss einmal atmen“. Die ganze Verantwortung hab' ich gehabt. Die Leni und die Leni und die Leni – die tut eh. Die haben keine Sorgen gehabt, meine Eltern, weil ich da war. Und dann waren sie eh ein bisserl beleidigt auf mich, sehr sogar, weil ich in die Schweiz gefahren bin. Aber mit 19 Jahren hab' ich einmal hinaus müssen und einmal ATMEN und einmal SELBSTSTÄNDIG sein und deshalb bin ich dann 1953 in die Schweiz gegangen.*

Frau Leni L. kam 1934 in Trieben zur Welt. Der Besuch der Volksschule gestaltete sich wegen des Krieges schwierig, die Hauptschule konnte in nur sehr reduzierter Form

wahrgenommen werden. Aus Mangel an weiteren Optionen arbeitete Frau L. als Kindergartenhelferin. Als ihr eine Bekannte von der Möglichkeit erzählte, in die Schweiz zu gehen, nutzte sie diese Gelegenheit umgehend und fuhr 1953 in die Schweiz. In Basel war Leni L. in der Ärztekantine eines Krankenhauses tätig, wohnte auch in einem krankenhauseigenen Heim. Die Jahre in der Schweiz stellten für Frau L. eine sehr glückliche Zeit dar, hier fühlte sie sich anerkannt, genoss den erstmals zur Verfügung stehenden Freiraum der Selbstbestimmung. Leni L. wäre gerne in der Schweiz geblieben, beziehungsweise hatte sich überlegt, auch in anderen Berufsfeldern Erfahrung zu sammeln, wurde jedoch von ihrem späteren Ehemann dazu überredet, in die Steiermark zurückzukehren. Eine Entscheidung, die in der Rückschau von ihr in Frage gestellt wurde.

Wie viele Frauen und Männer ihrer Generation war Frau L.'s Schulbildung massiv durch Kriegsein- und -nachwirkungen beeinflusst und gestört worden. Leni L. empfand es in gewisser Weise als Makel, keine adäquate Ausbildung erhalten zu haben. Da sie als ältestes Mädchen im elterlichen Haushalt intensiv involviert wurde, war es ihr ein besonders großes Anliegen, den familiären Verpflichtungen für einige Zeit zu „entgehen“. Der Wunsch, nach eigenen Vorstellungen leben zu können, bedeutete den Hauptaspekt ihrer Migrationsentscheidung, während beispielsweise finanzielle Motive komplett in den Hintergrund traten.

### **Edith L.**

*Naja, wir haben schon etwas Freizeit gehabt. Wenn es möglich war, haben wir auch eine längere Zeit freigekriegt. Dann bin ich meistens auf einen Berg hinaufgegangen, das hat man schon gehabt. Aber du musstest auch schauen, dass du zum Beispiel deine Wäsche mitgewaschen hast. Wenn du halt frei gehabt hast, dann bist du halt in die Waschküche gegangen und hast dort mitgeholfen, dass deine Sachen dann auch wieder sauber waren.*

*Die Einteilung der Freizeit war variabel. Wenn es sich mit der Arbeit ausgegangen ist, dann hast du natürlich mehr Freizeit gekriegt. Sonst hast halt vielleicht zwei Stunden am späteren Nachmittag gehabt, wenn der größte Teil der Arbeit erledigt war. Weil dann hast du ja wieder vorbereiten müssen für den nächsten Tag. Und dann hast vielleicht 2 Stunden freigekriegt, wenn weniger Arbeit war. Wie gesagt, ich bin auf den Berg gegangen. Einmal sind wir am Abend zu einem Kirchtag in einen anderen Ort gefahren. Irgendjemand hat ein Fahrzeug organisiert und dann sind wir halt dorthin gefahren. Das hab' ich ja nicht gekannt. Die Musik ist eine andere als bei uns und ich bin eher für die schwerere oder für die klassische Musik – aber es war trotzdem interessant. Alle haben sich dort dann gut unterhalten.*

Frau L. kam 1936 in Kärnten auf die Welt, wo sie auch Volks- und Hauptschule besuchte. Dem Wunsch ihrer Eltern folgend ging sie im Alter von 15 Jahren nach Graz, um kochen zu lernen. Nach der Beendigung ihrer Berufsausbildung verblieb Edith L. im Gastgewerbe, arbeitete einige Saisonen an verschiedenen Orten in Österreich. 1956/57 verbrachte sie in der Schweiz, war im Sommer in einem Berggasthof beschäftigt und im Winter in einer kleinen Pension tätig. Aufgrund der Geburt ihrer ersten Tochter entschloss sich Frau L. nach Österreich zurückzugehen. Sie heiratete 1958 ihren Mann, den sie schon seit der Jugendzeit kannte. Das Ehepaar hat drei Kinder. Edith L. gab nach der Eheschließung ihre Berufstätigkeit auf.

Der Lebenslauf von Frau L. zeigt die Veränderungen auf, die „spätere“ Schweiz-Migrant\_innen erlebten. Die Anstellung im Gastgewerbe wurde zum Regelfall, die Einbindung in familiäre Strukturen war im Verschwinden begriffen. Gleichzeitig werden Konstanten offenkundig, die in erster Linie in der Migrationsentscheidung zutage treten: Verdienstmöglichkeiten und die Chance, etwas Neues kennenzulernen, bildeten die Hauptgesichtspunkte des Entschlusses, in die Schweiz zu gehen. Detaillierte Planung war dabei weder in Bezug auf die Berufsprofile noch auf Aufenthaltsort oder -dauer gegeben.

Edith L. empfand den Auslandsaufenthalt als wichtige Bereicherung ihrer Lebenserfahrung, erzählte im Kreis der Familie jedoch kaum von ihren Erlebnissen – anderes sei ihrer Wahrnehmung nach wichtiger gewesen.

### **Manfred L.**

*Ich hab' damals in Seefeld in Tirol Landwirtschaft studiert und in den Ferien bin ich zwei Monate in die Schweiz gegangen. Wir haben ja kein Geld gehabt und in den vorhergegangenen Ferien sind meine Studienkollegen alle in die Schweiz gegangen, die haben dort irrsinnig verdient. Deshalb wollt' ich auch in die Schweiz, hab' aber keine Stelle gehabt in der Schweiz. Ich hab' so viel Geld gehabt, dass ich mit dem Zug bis nach Buchs an die Grenzstation fahren konnte. Dort hab' ich gleich eine Stelle auf einem Bauernhof gefunden. Ich musste dort nur Kühe melken und auf der Alm oben mähen – es war eine Traumzeit für mich. Ja und nach den zwei Monaten bin ich wieder zurück in die Schule. Die Bauern waren sehr, sehr liebe Leute, wie ich zurückgekommen bin, war ich braungebrannt von der Bergsonne und ich hab' auch ein paar Kilo zugenommen gehabt. Meine Schulkollegen, die waren in der Mitte von der Schweiz auf Bauernhöfen. Die haben viel, viel schlechtere Arbeitsbedingungen gehabt als ich. Mir ist es ja super gegangen.*

1936 in Kärnten geboren besuchte Manfred L. eine landwirtschaftliche Fachschule in Tirol.

Erzählungen von Schulkameraden über deren Arbeitsaufenthalte in der Schweiz veranlassten Herrn L., sich mit 17 für einen Sommer in die Schweiz aufzumachen. Der Entschluss erfolgte ohne jegliche Planung, Herr L. fuhr auf „gut Glück“ mit dem Zug in die Schweiz, hatte bei seiner Ankunft keinen Posten – und seine gesamten Ersparnisse für die Fahrtkosten aufgebraucht. Er studierte Annoncen in einer Tageszeitung, setzte sich mit den zukünftigen Arbeitgebern in Verbindung und konnte noch am selben Tag seine Stelle auf einem Bauernhof antreten. Für Hilfsdienste eingesetzt blieb ihm nach eigenen Angaben relativ viel Freizeit, die er in erster Linie nutzte, um wandern zu gehen. Nach Ablauf der Sommermonate kehrte Herr L. nach Österreich zurück und setzte seine Ausbildung fort. Er war jahrzehntelang im Lagerhausverband beschäftigt.

Manfred L.'s Migrationsgeschichte zeigt äußerst anschaulich den enormen Bedarf an landwirtschaftlichen Arbeitskräften in der Schweiz. Selbst die sehr kurzfristige Entscheidung brachte keinerlei Schwierigkeiten mit sich, eine passende Arbeitsstelle zu finden.

Der Vergleich der Arbeitsanforderungen und des Arbeitsumfeldes mit den Erfahrungen anderer Migrierender stellt ein gängiges Motiv dar, wobei stets die selbst erfahrenen Bedingungen als besonders positiv geschildert und hervorgehoben werden.

### **Leonhart R.**

*Und vor allen Dingen war's so in der Schweiz, dass der Mittelstand in der Gastronomie natürlich weit voraus war. Auch qualitativ und so weiter, das muss man schon sagen, nicht wahr.*

*Also, ich hab' dann in der Freizeit, bin ich extra bevor ich einmal nach Hause heimgefahren bin, nach Luzern in die Hotelfachschule dort gegangen und habe einen dreiwöchigen Kurs, bei einem bekannten und berühmten Barman, Barmixer gemacht. Nicht wahr, die Barkunst dort gelernt dann. Das habe ich dann später auch gebraucht, weil ich dann für das WIFI Kurse und Vorträge gemacht habe für Tirol, Vorarlberg, Steiermark und so weiter ... Das waren neue Sachen, nicht wahr, und dann auch die Barkunde, Kalkulation, nicht wahr, und die Vorarlberger waren ja aufgeschlossen, was man von den Steirern nicht sagen kann. Weil die haben gesagt: es ist so gegangen und wird die nächsten 30 Jahre auch so gehen – ja das war halt damals – es war ganz schwierig, gell, da irgendwie anzukommen.*

Leonhart R. kam im Februar 1931 zur Welt und wuchs in Graz auf. Seine Eltern betrieben einen großen, innerstädtischen Gasthof. Nach dem Besuch eines Gymnasiums absolvierte Leonhart R. die dreijährige Hotelfachschule in Pichl an der Enns. Ein im Zuge der Ausbildung durchzuführendes Praktikum führte ihn in der Sommersaison 1949 ein erstes Mal in die

Schweiz. Zahlreiche weitere Aufenthalte, jeweils alternierend in zwei Hotelbetrieben, folgten. Leonhart R. durchlief dabei verschiedene Ausbildungsstationen, bemühte sich um zusätzliche Weiterbildung (Barmann/Mixen), war jedoch zumeist als Kellner beschäftigt. Während der Wintermonate arbeitete er im elterlichen Betrieb in Graz. Der Sommer 1959 stellte seinen letzten Arbeitseinsatz in der Schweiz dar, Leonhart blieb weiterhin in der Hotellerie/Gastronomie tätig, übernahm schlussendlich die Leitung verschiedener Hotels.

Die Biografie Leonhart R.s bildet insoferne eine Besonderheit, als er der einzige Biograf ist, der – dank des Gasthauses der Eltern – über eine stabile Versorgungs- beziehungsweise Arbeitsplatzmöglichkeit verfügte. Deren Sicherheit ist als relativ zu verstehen, Leonhart selbst scheint im Rückblick eine Übernahme als nicht erreichbar zu interpretieren.

Der Aufenthalt in der Schweiz kam im Zuge seiner Ausbildung zustande. Er und weitere Kollegen inserierten in einer Schweizer Hotelfachzeitschrift, ergriffen somit die Initiative, was in dieser Weise eine Besonderheit darstellt. Für Herrn R. bedeutete der Schweizaufenthalt eine entscheidende Qualifizierungsmöglichkeit, es war ein gewisses Renommee in Schweizer Spitzenbetrieben gearbeitet zu haben. Umso enttäuschter zeigte er sich von der Tatsache, dass seine innovativen Vorschläge in der Steiermark kaum zur Umsetzung gelangten. Das Potenzial des Arbeitsmigranten konnte von Herrn R. in seiner persönlichen Karriere genutzt werden, erfuhr jedoch auf breiterer Basis kaum Anerkennung.

### **Elfriede T.**

*Ja, ich hab' dann meine Lehre gemacht, bin noch zwei Jahre dort geblieben, bei meiner Chefin. In dieser Zeit hab' ich einen Burschen kennengelernt, ja, und wir haben uns dann verliebt und haben beschlossen, wir wollen heiraten. Wir waren beide bettelarm, wir hatten überhaupt nix, also er nicht und ich nicht. Wie sollten wir also heiraten, wie? Da haben wir gesagt, ja also gut, es war die Möglichkeit damals, in die Schweiz zu gehen ... Es waren Inserate bei uns da „Fleißige Mädchen gesucht“ und da hab' ich dann also auf Inserate geantwortet. Burschen oder Männer wollten sie eigentlich nicht so sehr, weil das war nicht notwendig, das haben sie nicht gebraucht.*

*Naja, dann hat's nicht lang gedauert, ich hab' gekündigt und bin in die Schweiz gefahren, im Jahre 51... unter Umständen, die man heute nicht mehr machen würde. Wir sind am Nachmittag am Hauptbahnhof mit der Bahn weggefahren und am nächsten Nachmittag sind wir dort angekommen. Fünf Mal umsteigen, kalte Züge, ungeheizt, Holzbänke. Also stellenweise, in manchen Zügen, war überhaupt kein Sitzplatz, da haben wir uns auf die Koffer gesetzt und wie ich dort angekommen bin, am Nachmittag, haben meine Chefleute mich bewirten wollen. Da hab' ich sie schon nicht verstanden, dieses Schwitzerdytsch ...*

Elfriede T. kam 1929 in Graz zur Welt. Sie wuchs in einer kleinen Gemeinde knapp 40 km nordöstlich von Graz in ärmlichen Verhältnissen auf, besuchte hier die 8-klassige Volksschule. Frau T. musste 1943 ihre Familie sofort nach Absolvierung ihrer Pflichtschulausbildung verlassen, um in einem großen Gasthof unweit ihres Heimatortes ihr „Pflichtjahr“ zu absolvieren. 1946 erfolgte ein Umzug nach Graz, wo Elfriede T. den Beruf der Schneiderin erlernte. Das Kennenlernen ihres späteren Ehemannes und der gemeinsame Wunsch zu heiraten führte schließlich zum Entschluss von Frau T., in die Schweiz zu gehen. In der Schweiz sollte das nötige „Startkapital“ für eine gemeinsame Zukunft erarbeitet werden. Sie antwortete auf ein Inserat, brach im April 1951 mit dem Zug zu ihrer Arbeitsstelle in Ramsen (Kanton Schaffhausen) auf. Sie verblieb zweieinhalb Jahre in dem kleinen Familienbetrieb, der eine Gastwirtschaft und einen angeschlossenen Laden umfasste. Nach etwa einem Jahr, im Frühling 1952, kam auch Elfriede T.'s Freund in die Schweiz. Er hatte über die Empfehlung ihres Chefs und ihrer Chefin Arbeit im selben Ort gefunden und war in der Folge als „Ausläufer“<sup>273</sup> in einer Bäckerei angestellt. Nach der gemeinsamen Rückkehr Ende des Jahres 1953 heiratete Elfriede T. und baute mit ihrem Mann eine Schneiderei in Graz auf. Das Ehepaar T. bekam zwei Kinder, Elfriede und ihr Mann waren bis zur Pensionierung im gemeinsamen Geschäft tätig.

Elfriede T. erlebte ihre Ausbildungszeit nach dem Krieg als harte, von Entbehrungen gekennzeichnete Jahre. Dementsprechend großartig nahm sie die Schweiz, das dortige Warenangebot wahr. Als Serviererin angestellt empfand sie ihre Stelle gleichermaßen „toll“ wie anstrengend, wobei sich in erster Linie die langen Arbeitszeiten als sehr belastend auswirkten. Dies wurde auch von ihr als Rückkehrgrund formuliert.

### **Christine T.**<sup>274</sup>

*Ich bin mit dem Zug in die Schweiz gefahren und in Salzburg musste ich übernachten und dann am nächsten Tag sind wir erst in die Schweiz gekommen. Die Züge sind ja nicht jeden Tag in die Schweiz gefahren. Dann in Buchs musste ich wieder umsteigen, das heißt, man musste dann aussteigen, mit dem Koffer. Zollbeamte sind gekommen und man musste sich ausziehen und Blut entnehmen lassen, es war ... sehr unangenehm.*

*Die Schweiz war für uns das Paradies, man hat sich das Paradies vorgestellt. Dann ist man in die Schweiz gekommen und in den Schaufenstern, also in den Auslagen waren die schönen*

---

<sup>273</sup> Als „Ausläufer“ wurden die Lieferanten bezeichnet. Herr T. hatte mit seinem Fahrrad („draußen heißt das ‚Velo‘“) Brot und Gebäck an diverse Abnehmer\_innen zu liefern.



*Kleider, Obst und Früchte, die man auch gar nicht gekannt hat – Bananen hab' ich das erste Mal in der Schweiz gegessen. Es war ein Riesenkontrast zu Österreich. Am Anfang war vielleicht ein bisschen Angst da – man hat kein Wort verstanden, das Schwitzerdytsch ...*

Christine T. kam im November 1929 als jüngstes von vier Kindern zur Welt. Ihre Familie betrieb einen Bauernhof in der Nähe von Bad Gams. Frau T.'s Kindheit war von einer Reihe von Schicksalsschlägen bestimmt. 1932 starb ihre Mutter, wenige Jahre später auch die Großmutter, die als enge Bezugsperson fungiert hatte.

Nach der Absolvierung der Schulzeit ging Christine T. zunächst nach Wien, wo sie bei Bekannten arbeitete, wurde jedoch von ihrer Schwester zur Rückkehr in die Steiermark überredet. Erzählungen über gute Verdienstmöglichkeiten in der Schweiz bewogen sie, im Alter von 19 Jahren schließlich sich von einer Grazer Agentur an Schweizer Arbeitgeber vermitteln zu lassen. Frau T. war zunächst im Gastgewerbe tätig, arbeitete in weiterer Folge in verschiedenen Bereichen, ehe sie ihren späteren Ehemann, einen Schweizer, kennenlernte. Christine T. ist mittlerweile geschieden, hat sich aber entschlossen, in der Schweiz zu bleiben. Sie hat eine Tochter.

Die Schweiz bot für Frau T. die Möglichkeit, der familiären Enge, den ihr auferlegten Mithilfe-Verpflichtungen in Österreich zu entgehen. Sie konnte über das selbstverdiente Geld eigenständig entscheiden, hatte Gelegenheit Neues kennenzulernen, Erfahrungen zu sammeln. Der Verbleib in der Schweiz stellte für sie eine Selbstverständlichkeit dar, die engsten emotionalen Bindungen waren mit dem Tod der Großmutter abgerissen. So bestand auch nach der Scheidung zu keinem Zeitpunkt die Überlegung, wieder nach Österreich zurückzugehen, obwohl das Leben in der Schweiz keineswegs als immer einfach empfunden wurde. „Nicht von Geburt an Schweizerin“ zu sein, wurde dabei als Hauptkriterium formuliert.

### **Johanna W.<sup>275</sup>**

*In der Zeit hab' ich immer versucht einen Lehrplatz zu finden und hab' aber keinen gefunden – damals war das furchtbar. ... Ich hab' dann eine Freundin gehabt, und die Freundin ist in die Schweiz gegangen. Das war so für drei Monate, und ich hab' dann meine Eltern gefragt, ob ich auch gehen darf. Und meine Eltern haben gesagt, ja klar, und dann war ich drei Monate in der Deutschschweiz und dann nach den drei Monaten dort hab' ich gedacht, nein, jetzt fahr' ich auch nicht heim und hab' mir einen anderen Posten gesucht. Der war auch in*

---

<sup>274</sup> Das Interview mit Frau T. wurde in Graz geführt. Frau T. befand sich auf Besuch in der Steiermark und erklärte sich bereit, für ein Interview zur Verfügung zu stehen.

<sup>275</sup> Das Interview mit Frau W. wurde telefonisch geführt.

*der Deutschschweiz.*

*Danach bin ich dann in die französische Schweiz, nach Lausanne. Ich hab' mir gedacht, mein Gott ja, ich bin ein ziemlich abenteuerlicher Mensch. Ich hab' dann im Gnadenpensionat dort die Stelle gekriegt. Das war super, also das war für mich das Beste, weil da hab' ich Vormittag gearbeitet und am Nachmittag hab' ich dann Französischstunden g'habt. Ich hab' weniger Lohn gekriegt, aber ich hab' können französisch lernen.*

*Weil, die Sprache lernen, hab' ich mir gedacht, das wäre ganz super, das hat mich sehr interessiert. Ich bin sehr für Sprachen.*

1942 in der Nähe von Gratkorn geboren, wuchs Johanna W. hier auf und besuchte die Schule. Johanna W.'s Eltern besaßen eine kleine Landwirtschaft, sie selbst wäre gerne Friseurin geworden, konnte allerdings keinen Ausbildungsplatz finden. Sie verbrachte daher nach Abschluss der Schulpflicht ein Jahr damit, das Baby ihrer Schwester zu betreuen, ehe sie in die Schweiz aufbrach. Sie arbeitete vorerst in einem Hotel, war in weiterer Folge in einem Pflegeheim in der französischen Schweiz angestellt. Johanna W. lernte in der Schweiz ihren Mann, einen gebürtigen Tiroler kennen. Beide blieben gemeinsam in der Schweiz „hängen“, wie sie es formulierte. Nach der Geburt der beiden Söhne vorerst nicht mehr berufstätig, kehrte Frau W. nach zwölf Jahren wieder ins Arbeitsleben zurück. Ihre sehr guten Sprachkenntnisse (Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch) ermöglichten es ihr, eine tolle Position in einem großen Kaufhaus einzunehmen. Johanna W. ist mittlerweile in Pension und lebt mit ihrem Mann in der Schweiz.

Frau W. hätte sich durchaus vorstellen können, wieder nach Österreich zu gehen, fühlt sich nun aber aufgrund der Tatsache, dass Kinder und Enkelkinder in der Schweiz leben, an das Land gebunden. Das Einleben sei durchaus nicht einfach gewesen, wurde von ihr beschrieben, wobei der rasche Spracherwerb als äußerst bedeutsam und wichtig interpretiert wurde. Der von Johanna W. und ihrem Ehemann initiierte Österreicher-Club stellte ein zentrales Moment im Leben der Familie W. dar und erleichterte die Eingewöhnung. Der Club besteht bis heute, wenn auch die Treffen nunmehr in unregelmäßigeren Abständen stattfinden.

## 7.) Schlussbetrachtung

Zahlreiche Österreicher und Österreicherinnen brachen in der Phase der Nachkriegszeit auf, um im Ausland „ihr Glück“ zu suchen – während die „exotischen“ Übersee-Wanderungen gewisse mediale Aufmerksamkeit erlangten, wurde das zahlenmäßig gleichfalls stark ausgeprägte Phänomen innereuropäischer Bewegungen öffentlich kaum wahrgenommen. Großbritannien und die Niederlande, in späteren Jahren auch Deutschland, stellten oftmals Zielländer dar, herausragender Beliebtheit erfreute sich aber ohne Zweifel die Schweiz. Diese Bewegung nachzuzeichnen, war das Ziel der vorliegenden Arbeit.

Der Zeitraum der Betrachtung wurde bewusst gewählt und ist dem spezifischen Verlauf des Migrationsgeschehens, das gewissermaßen als „Übergangsphase“ bezeichnet werden kann. Der geografische Fokus auf die Ausgangs- und endgültige Zielregion Steiermark ist sowohl dem Migrationsverlauf wie auch dem Forschungsansatz geschuldet. Der Gehalt der Schweiz-Migrationen erklärt sich erst aus der – auch mehrmals wiederholbaren – Trias von Aufbruch, Aufenthalt und Rückkehr, die sich zwischen Steiermark und der Schweiz entfaltete, den damit verbundenen Überlegungen und Entscheidungen, Chancen und Zwängen. Die Konzentration auf die Steiermark erlaubt eine Untersuchung der verschiedenen strukturellen Bedingungen. Hier wie in der Ostschweiz spielte eine Reihe unterschiedlicher Entscheidungsebenen – wie persönliche Lebensziele, gesellschaftliche Vorgaben, gesetzliche Regelungen – in all ihren Verflechtungen und wechselseitigen Bedingtheiten eine entscheidende Rolle.

1950 hielten sich rund 22.000 Österreicher und Österreicherinnen in der Schweiz auf, zwei Drittel von ihnen waren Frauen. 11.800 Menschen österreichischer Herkunft waren als Arbeitskräfte vermerkt.

In der Nachkriegszeit boomte die Schweizer Wirtschaft, es herrschte Hochkonjunktur und die Nachfrage nach Personal konnte in der Schweiz nicht gedeckt werden, weshalb versucht wurde, mithilfe des ANAG (1934/36 in Kraft getreten) Arbeitskräfte ins Land zu holen und ein System des „Austauschs nach Bedarf“ zu etablieren.

Die Entscheidung österreichischer Arbeitskräfte, in die Schweiz aufzubrechen, basierte auf verschiedenen Aspekten. Sämtliche Interviewpartner\_innen erinnerten sich daran, die Schweiz als Paradies imaginiert zu haben, obwohl sie über keinerlei konkrete Informationen zu dem Land verfügten. Der Schweizaufenthalt verband die Notwendigkeit, hart arbeiten zu müssen, mit einer Reihe von Chancen, die jede und jeder der Migrant\_innen unterschiedlich für sich wahrnahm. So stand die Möglichkeit im Raum, etwas Neues kennenzulernen, ins Ausland zu reisen, vollkommen neue Erfahrungen zu sammeln. Die Schweizer Aussichten stellten sich

umso verlockender dar, als die Situation in der Steiermark als unbefriedigend wahrgenommen wurde. Insbesondere die Arbeitsmarktlage wurde in den Interviews als schwierig beschrieben. Tatsächlich bestand mit dem 1953 erreichten Höchststand der Nachkriegsarbeitslosigkeit eine ungünstige Lage. Zwar wären durchaus Arbeitsplätze zur Verfügung gestanden, insbesondere in der Landwirtschaft wurde nach Personal gesucht, doch waren diese Stellen äußerst schlecht bezahlt und sozial schlecht bewertet. Dementsprechend stellte der Weg in die Schweiz eine lohnende Option dar. Zwar waren auch hier die den Steirer\_innen angebotenen Arbeitsplätze im untersten Rang der Schweizer Lohnhierarchie angesiedelt, im Vergleich zur Steiermark aber verlockend gut bezahlt. Der Fortgang in die Schweiz bot solcherart eine Vielzahl von Vorteilen, konnte aufgrund der relativen geografischen Nähe und der gesetzlichen Vorgaben leicht organisiert und als Projekt mit offenem Ausgang konzipiert werden.

Der Großteil von ihnen hatte keinerlei konkrete Pläne über die Länge des Auslandsaufenthaltes entwickelt, ein dauerhafter Verbleib in der Schweiz wurde keineswegs als Ziel imaginiert. Die Rückkehr in die Steiermark erfolgte wie auch im Falle des Aufbruchs ohne langfristige Planung, vielmehr wurden erneut lohnende Angebote wahrgenommen.

Soll eine Charakterisierung der Migrationsbewegung vorgenommen werden, so ist vor allem die Perspektive der Betroffenen, der migrierenden Menschen, mit einzubeziehen. Von ihrem Standpunkt betrachtet ist der Aspekt der Chancenwahrnehmung von zentraler Bedeutung. Es wurden nicht langfristige Pläne entworfen, sondern vielmehr pragmatisch auf Entwicklungen und Angebote reagiert. Die Ausschöpfung von Möglichkeiten ist somit als konstitutives Element der Migrationen in die Schweiz zu verstehen.

Die Monate und Jahre, die in der Schweiz verbracht wurden – die durchschnittliche Aufenthaltsdauer der interviewten Steirer\_innen bewegte sich zwischen zwei und vier Jahren –, schätzen nahezu alle Interviewpartner\_innen als schöne und erfüllte Phase ein. Einige von ihnen bezeichneten den Schweizaufenthalt als „glücklichste Zeit“ ihres Lebens. Die Arbeit nahm einen Gutteil der in der Schweiz verbrachten Zeit und auch der Erinnerungen der Arbeitsmigrant\_innen ein. Die spärlich bemessene Freizeit wurde mit Freund\_innen – in der überwiegenden Mehrzahl handelte es sich um andere ArbeitsmigrantInnen – verbracht. Kleine Ausflüge wurden unternommen, Sport betrieben, Feste besucht. Das Bestehen zahlreicher Österreicher-Clubs verweist auf das Bedürfnis, sich mit Menschen zu treffen, die ähnlichen Erfahrungshintergrund besaßen. Zudem wurde in den Clubs dem Gefühl entgegengewirkt, als Arbeitsmigrant\_innen nie vollständig anerkannt zu werden, „nie ganz dazuzugehören“, wie einige Interviewpartner\_innen es formulierten.

Gleichzeitig wurden jedoch auch die zahlreichen Möglichkeiten, die das Arbeiten in der Schweiz eröffnete, betont. Die soziale Überwachung durch die Dienstgeber\_innen bot trotz

aller Einschränkungen zumeist weit größeren Spielraum, als er im Elternhaus gegeben war. Das selbstverdiente Geld konnte im Schweizer Warenangebot nach freiem Ermessen eingesetzt werden, ein erster Konsumgenuss eröffnete sich den Steirer\_innen, die noch heute mit Begeisterung von dem vielfältigen Warenangebot berichten. Die Auslandserfahrung war eine Besonderheit, Männer wie Frauen galten als weitgereist und zelebrierten ihren Status besonders bei Heimaturlauben. Der Auslandsaufenthalt bot ein enormes Emanzipationspotenzial. Umso erstaunlicher erscheint die Tatsache, dass auf breiter gesellschaftlicher Basis, aber auch in wissenschaftlichem Umfeld, praktisch keinerlei Auseinandersetzung mit der Thematik gegeben war. Die Beschäftigung mit Auswanderungen kann auch in diesem Zusammenhang als wichtiger Beitrag zu einer steirisch/österreichischen (Migrations-)Geschichte verstanden werden.

## 8.) English Short Version

### **Diligent girls and boys – Styrian labour migration to Switzerland**

During the years from 1945 to 1955 – the post-war period – numerous people left Austria to live and work abroad. Beside overseas-migration, there existed various different types of – temporal-labour migration steams within Western-Europe. Great Britain, the Netherlands, Switzerland and later on Germany can be named as favourite host-countries of Austrian labour migrants. The paper will deal with young people from Styria who went to Switzerland, girls and boys who left their homes for a certain amount of time to try “their luck” and then returned to their region of origin.

12 women and men were asked for their experiences. Their memories will build the centre of the following study, which is asking for the reasons of the described migrational movement, its causes and effects – as well as its dimension from a “political” point of view.

### **Forgotten/suppressed/unimportant? – Styrian labour migration: memories and research**

In 2010 an article reporting the project “female styrian labour migration to Switzerland”<sup>276</sup> was launched in an Austrian daily Newspaper.<sup>277</sup> At the end of the story, people were requested to contact the researches if they had been to Switzerland themselves and were willing to tell about their time abroad. This call lead to surprisingly intensive reactions, dozens of women and men called and deposed their wish to get interviewed.<sup>278</sup> The great extension of the phenomenon was documented as well as its importance to the involved people. Nevertheless the Styrian labour migration did not become part of a collective memory<sup>279</sup>, there had been hardly any public discussion about it and no research was done on it. It can be named a wide spread fact, that emigration gets far less focused than immigration. In the Austrian case the great migrational movements of the second half of 19th century and

---

<sup>276</sup> The first project started in winter 2008/09 as a cooperation of contemporary history and the department of history of law at Karl-Franzens-University Graz. The idea arose, as relatives, neighbours and friends of the project-leaders had been abroad for a working stay during the post-war period. The outcomes of this first Interview-series were published in 2010: Pretenthaler-Ziegerhofer/Schmidlechner/Sonnleitner, „Haustochter gesucht.“ Life- and migration-stories of 15 women were analysed and presented.

Currently a second stage of the project takes place – now focusing on men and their experiences.

<sup>277</sup> See: Petra Prascsaics, *Gesucht: fleißige Mädchen*. Grazer Historikerinnen beleuchten das Leben der Gastarbeiterinnen in der Schweiz, in: *Kleine Zeitung Wissen*, 16. 5. 2010, 16–17.

<sup>278</sup> List in the own of Ute Sonnleitner. In addition I got in contact with a huge number of persons who told me they knew someone who had been abroad that time.

<sup>279</sup> Aleida Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit: Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006.

first decades of 20th century got researched<sup>280</sup>, various aspects of Exile and flight were studied.<sup>281</sup> The period since 1945 was a desideratum for a long time, the book “Auswanderungen aus Österreich” (Austrian emigration), edited by Traude Horvath in 1995 is still “the” standard work, beside a little number of students thesis, few literature exists.<sup>282</sup> As Michael Bommès asserted, research on migration is strongly connected to political realities. Very often the research that is done can be understood as reaction to political debates, as a try to verify or to disprove statements and discussions.<sup>283</sup> In a certain means the project “Styrian labour migration to Switzerland” (the results of this paper derive from it), is “political” too – but from a subversive<sup>284</sup> point of view, by adverting to the lack of research on emigration and questioning it critically from a scientific base.<sup>285</sup>

Discussions on “strangers” in Austria, their right to stay – or need to leave – are dominating public perception of “migration” for more than 20 years. Words like “Wirtschaftsflüchtling” (economic migrant) were created and more and more often used to discredit non-political reasons of migration.<sup>286</sup> Recent research reveals connections between memory on emigration of a society, its self-perception and its immigration policy<sup>287</sup>, which is leading back to current discussions mentioned above. Non-existing memory of Austrian (mass-)migrations brought forward tendency to act with a certain arrogance.<sup>288</sup> To populists it was useful to create common enemies. Pictures of floods of immigrants swamping Austria were drawn. – Broad statements of the fact that Austrians had migrated for economic reasons in great numbers too would not have been opportune at all.<sup>289</sup>

---

<sup>280</sup> Some of them are known in a broader means like the people from Burgenland who were migrating to the USA. Horvath/Neyer, *Auswanderungen*.

<sup>281</sup> None of these themes exhaustively. Horvath/Neyer, *Auswanderungen*.

Österreichische Gesellschaft für Exilforschung (ÖGE): [www.exilforschung.ac.at](http://www.exilforschung.ac.at); Walter Hölbling/Reinhold Wagenleitner (Hg.), *The European Emigrant Experience in the U.S.A.*, Tübingen 1992; Christian Fleck (Hg.), *Vertriebene Wissenschaft*, Innsbruck/Wien 2010.

<sup>282</sup> Horvath/Neyer, *Auswanderungen*; Pretenthaler-Ziegerhofer/Schmidlechner/Sonnleitner, „Haustochter gesucht“; Johanna Stadlbauer, „For the lifestyle, adventure, for something different“. Ein Beitrag zur Migrationsforschung am Beispiel oberösterreichischer MigrantInnen in Neuseeland, Dipl. Arb., Graz 2009; Petra Rauchbauer, „Es woa des Göd wos uns außezogn hot!“ Burgenländische „Gastarbeiterinnen“ in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg, Dipl. Arb., Graz 2011; Astrid Tumpold-Juri, „Skim off the cream“. Auswanderung von Österreich nach Australien 1945–1978, phil. Diss., Graz 2008; Schropfer, *Austrian Female Migration*.

<sup>283</sup> Bommès, *Nationale Paradigmen*, 15–52.

<sup>284</sup> For revelation as a means of subversivenss see: Paul Parin/Goldy Parin-Matthèy, *Subjekt im Widerspruch*, Frankfurt a. M. 1986, 258.

<sup>285</sup> See: Sonnleitner, *Arbeitsmigration*, 297–316.

<sup>286</sup> „Wirtschaftsflüchtling“ became kind of a swearword within the last years – used constantly by members of the „FPÖ“ but also of the „ÖVP“ (Federal Ministry for the Interior).

<sup>287</sup> Regrettably there are only few studies on this aspect of migration-policies, as Irial Glynn points out: „Certain research has acknowledged the importance that a society’s self-perception has for immigrant politics, but the part memory plays in this process has been seldom analysed.“ Glynn, *Emigration memories*, 65–77.

<sup>288</sup> A picture of „us Austrians“ who were not involved in global movements was created. – This status should allow us“ not to care for realities and problems of migration.

<sup>289</sup> See Glynn’s findings over Italy and its narratives on the Italian exodus in 19<sup>th</sup> and first half of 20<sup>th</sup> century and the Irish memory on emigration that was perpetuated because flight and displacement could be constructed as

In addition to that climate of dispraise (*Geringschätzung*) a lack of “sensational” reports hampered circulation and perception of Austrian migration-history.<sup>290</sup> The majority of the Austrian labour migrants had not lived success-stories. Especially those who returned and continued their ordinary lives could not get presented as “heroes” at all and therefore were ignored in a broad, public means.<sup>291</sup>

As women and men had similar migrational experiences there are hardly any distinctions to be mentioned in the way their stories got – not – appreciated.

Differences emerge when the angle is changed and the perspective of migrants themselves, their memories are analysed. Within the interviews a female tendency to neglect their own efforts could be noticed. This phenomenon had been observed repeatedly in historian qualitative research on women.<sup>292</sup> Very often women believed devoutly their lives and memories were unimportant while men confidently of themselves told their stories. Male dominance over memory could also be detected in the project, especially one situation, that repeated constantly, seems to be typical in this context: those women who were married (whom men were alive) always did the interviews together with their men. Most of the couples got to know each other after the women’s returns from Switzerland – so men had not been involved to the time abroad at all. Nevertheless each of the female interview-partners asked their husbands for reassurement of their memories. Dates and facts were always reviewed and finally given by the men. A kind of uncertainty over dates could be felt in the men’s stories too but they never got unsettled because of this.<sup>293</sup>

From an intersectional point of view various different aspects lead to a marginalization of female Styrian labor migrants memories – which will partly be discussed later on. Men were concerned for similar reasons – from the Austrian point of view at the beginning there were hardly any gendered differences as men got “feminised” respectively were not part of the

---

reasons to migrate. Glynn, *Emigration memories*, 66. Also Woollacott/Deacon/Russell who point out that „(t)he transnationalism – the mobility, confusion and sheer messiness – of ordinary lives threatens the stability of national identity and unsettles the framework of national histories.“ Deacon/Russell/Woollacott, *Introduction*, 2.

<sup>290</sup> In the Interwar-period and up to the 1950ies newspapers reported repeatedly about Austrian emigration. (Male) heroes who went to „exotic“ places could get presented. As an example a Styrian chemist who went to Ceylon with his wife in 1951 can be pointed out. Reports over their travel and the stay were published. „Ein Grazer Gelehrter auf Ceylon“, in: *Kleine Zeitung*, 28. 1. 1951, Nr. 22.

<sup>291</sup> See Horvath/Neyer, *Auswanderungen*; in contrast to that, labour migrants who became famous and/or rich, who satisfied the rags-to-rich story were flattered as examples of „real Austrian“ diligence and sedulity. Arnold Schwarzenegger and Frank Stronach can be named in this context. Those who went overseas and built farms were of interest because they could get presented as „conquerors“.

<sup>292</sup> Schmidlechner/Müller, *Liebe*; Karin M. Schmidlechner, *Oral History als Methode der Historischen Frauenforschung*, in: dies. (Hg.), *Signale (= Veröffentlichungen zur historischen und interdisziplinären Frauenforschung 1)*, Graz 1994, 9–24; especially those, born in the Interwar-period, were concerned. Their socialisation and a constant lack of appreciation (including their work as – often/typically – „only“ housewives) advanced this development.

<sup>293</sup> Aleida Assman supposes a general tendency of society to fear „female memory“, that therefore tries to avoid it. Assmann, *Geschlecht und kulturelles Gedächtnis*, 29–46.



hegemonic masculinity.<sup>294</sup> Differences occurred throughout the stay in Switzerland. When they arrived, even though most of them had finished their education<sup>295</sup>, they got treated as apprentice-boys. But once they had “learned” for some time men got accepted and very often had the possibility to gain occupational development. Women didn’t get offered such chances at all.<sup>296</sup>

On the subjective level structures of memory and story-telling didn’t differ. Men and women had kept their memories to themselves. Times in Switzerland had not become part of a “Family Memory” – labor migrants simply didn’t speak about them, supposing their children wouldn’t be interested at all.<sup>297</sup> Within the interview-situation men and women enjoyed recalling the past. They loved to be asked about their foreign experiences as they considered them as meaningful parts of their personalities. Generally spoken all the interview-partners tended to review the “Switzerland-years” in a very positive way. They remembered sunshiny times, anecdotes were told, some of them even called it “the most happy time” of their whole life. Especially men spoke really enthusiastically about Switzerland, chances and opportunities they had enjoyed there and very often could not argue why they had come back to Austria. Both, women and men in many cases presented their returns as events emerging accidentally, separated from any willingly decision. While women interpreted their fate in a positive way by telling that they never would have wanted to stay in Switzerland permanently, men argued in a rather different way. They expressed grief over their return and blamed women and family (who were not flexible/suffered from homesickness) for their stay in Austria<sup>298</sup> – some of them ‘forgot’ they had not known their spouses when they came back, so the ‘female’ bond to their places of origin can’t function as a cause. It may be supposed that men interpreted their temporal stay in Switzerland as “failed migration” and searched for reasons to blame besides themselves.<sup>299</sup>

As a major difference in the telling of men and women the question of sexuality can be named: all aspects related to personal relationships to the other sex were a kind of taboo for

---

<sup>294</sup> This was perhaps one of the reasons why men from Styria were much affected by Swiss women as some of the interview-partners pointed out.

<sup>295</sup> Uwe B., who will get introduced later on, was only 14 years old when he came to Switzerland the first time and had not finished school by then.

<sup>296</sup> See below – description of personal experiences.

<sup>297</sup> Interview partners talked to their grand-children (in some cases it was them who took initiative and persuaded grandmothers and -fathers to get parts of the project) more often, which is a well known fact from other contexts. Especially oral-history research on National-Socialism observed this phenomenon.

<sup>298</sup> „I would have loved to stay, but my wife ...“

<sup>299</sup> In this context see Elisabeth Kelan who describes the different interpretations of men and women concerning plan and fate in questions of a career planing. While men emphasize their own contributions, women tend to tell stories dealing with lucky coincidences. Ruth Gantert/Elisabeth Kelan/Sybylle Saxer, Die narrative Konstitution von Geschlecht im Gespräch, in: Dominique Grisard/Jana Häberelein/Anelis Kasier/Sibylle Saxer (Hg.), Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung, Frankfurt/New York 2006, 131–159, 151f.

the majority of the women. They didn't like to talk about any connections to men in Switzerland and emphasized the respectability of their behavior.<sup>300</sup> Men acted far more easily and spoke with a certain wink about their experiences.<sup>301</sup> Remembering gender-roles of the 1940ies and 50ies this behavior doesn't surprise, and shows once again how deeply internalized stereotype norms and imaginations are.

The course of all interviews was similar. Quite nervous at the beginning interview-partners tried to tell their life-stories as fast as possible: sometimes mentioning their childhood, they usually shortly touched their youth, focused for some minutes their labor migration by telling dates of their stay and jobs they had done and then were relieved when ending their reports by naming the date of their return. After this they were waiting for questions and got more and more released in the course of the conversation. Once convinced that it were the stories of their everyday-life I was interested in, they remembered easily and willingly. Anecdotes of different events occurred to them and men and women were full of joy over these remembrances. They covered working space as well as leisure time – the experiences did not differ all too much, as well as the strategies to handle difficulties. Nearly all of the labor migrants had to handle conflicts with their employers. Styrian laborers and their bosses lived and worked together which meant great social pressure for the workers as they were under the control of their bosses 24 hours a day. Their strategy was to think themselves as part of the families of their employers, which helped them to deal with various frictions. Most of the Styrians were of young age, had lived together with families until they departed for Switzerland and thus were used to taking orders and being controlled. The connection to the families was also helpful to men and women to accustom themselves to the new surroundings. Women interpreted the word “Haustochter/house-daughter” as a proof for having been embedded to the families (in Switzerland-German “Haustochter” was used a description for the job of a maid – the power of words and their meanings gets evident once more). When troubles occurred they could construe them as “normal” family dispute – which made it easier to bear.<sup>302</sup>

This identification with the employers is no peculiarity of this migration-movement. It has been observed several times especially in context of “live-in” care-work<sup>303</sup> and mirrors the difficulties of such tense relationships between employers and employees. This historical analogy allows some further considerations regarding memory and its structures. It can be

---

<sup>300</sup> Many of the women told, that they had hardly ever went for a night out and – what seemed of special importance to them – never ever got drunk.

<sup>301</sup> Two of the interview-partners had Swiss girl friends, whom they talked ingeniously about.

<sup>302</sup> They would stay „daughters“, conflicts could not lead to a final break.

<sup>303</sup> Hess/Lutz, Introduction; Sarti, Globalisation.

assumed that labor migrants had not reinterpreted their living and working conditions at all. As the grade of public interest – or ignorance – remained the same over more than 40 years there occurred no need to the interview-partners to ‘establish’ a new narrative over their experiences. That’s why a kind of a relatively stable performance of remembrance can be detected. Surroundings got adapted when new experiences occurred while the basis contents didn’t change at all – or in other words: it seems to be the “how” but not the “what” of memory that is changeable.

### **Temporal-labor-migration – from Austria to Switzerland and back**

All of the interviewed women and men described their time abroad as very important to them. None of them would have wanted to miss the months and years in Switzerland, nevertheless all of them had returned after an average stay of two to four years.<sup>304</sup> What reasons made them return and how are their experiences to be interpreted from a theoretical point of view?

The migration-system described in this paper can be classified as “temporal labor migration”.<sup>305</sup> For various reasons temporal types of migration had not been of great presence in research for quite a long amount of time<sup>306</sup>, a fact, which can be understood as one more explanation of the lack of research on Styrian migration to Switzerland. – As well as the tendencies to present labor migration as a “particular case” of migration. On the one hand the word “labor migration” concretizes the aim of the migration. On the other hand it describes a special “type” of migration and therefore is not understood as a migrational “norm”.<sup>307</sup> From a historical point of view temporal labor migrations are quite common. In a schematic illustration two modes of temporality can be differentiated: there are first seasonal repeating movements. Especially peasants were part of these systems, which did not know age limits. It was rather common that married persons left their families for a certain amount of time (several months) each year to earn money that would guarantee a living.<sup>308</sup> The second type of temporal migration covered young people who were not married and left their homes for a certain amount of time. Their earnings were thought as a ‘seed capital’. Styrian men and women can be understood as kind of a mixture of both types. Aspects of the second

---

<sup>304</sup> Within the group of interviewed the shortest stay had lasted six months, the longest almost ten years.

<sup>305</sup> Hoerder/Lucassen/Lucassen, *Terminologien*, 28–53.

<sup>306</sup> Jan Lucassen lists different reasons for this fact among which practical ones (lack of sources) dominate. Lucassen, *Temporal Migration*, 37–49.

<sup>307</sup> Geisen, *Migration*, 19.

<sup>308</sup> In the meantime the other part of the couple could do the farm work. In Austria from the 1950ies onward owners of little farms very often got part-time farmers. The improvement of traffic infrastructure allowed them to commute to the cities where they earned a stable income while – very often – their wife would do the farm work. The problems of a very small-structured farming and decelerated modernization get obvious.

“temporality” predominate as all of them started their first migration at young age and finally returned for a permanent stay at Styria but nevertheless characteristics of seasonal migration can get pointed out and should not be underestimated. A closer look at the Styrian’s reasons to migrate may illustrate my thoughts, starting at this point by describing the migrant’s areas of origin: a great number of them derived from agricultural dominated regions of Styria, especially from South-Western Styria (Leibnitz!). These regions in general were economically underdeveloped and lacking in infrastructure and therefore – especially during the 1950ies but somehow until today – suffered from a rural exodus, thousands of people migrated to surrounding cities, hoping to find better living and working conditions. Those men and women didn’t flee unemployment as was supposed very often.<sup>309</sup> They simply wanted to improve their living-standards, wanted to become skilled workers.<sup>310</sup> The dominance of the agricultural sector in their regions of origin would have forced them to work as servants and maids. Farmers were desperately seeking for farm workers, thousands of announces were launched in newspapers. Representatives like the chamber of agriculture constantly demanded politics to stop the movement towards the cities.<sup>311</sup>

It may sound paradox, but those girls and boys who went to Switzerland can be understood as countermovement to this trend. Their stay in Switzerland functioned as a bridge – they didn’t want to do the hard and low-paid farm-jobs any more. To avoid necessity to leave their homes and go to a city, they decided to work and live abroad for some time. Corresponding to the legal regulation that forced them to leave Switzerland for a certain amount of time after the ending of their employment contracts, labor migrants moved back and forth several times until they finally stayed in Austria: some of them had met their future wife or husband, some got offered good jobs in their region of origin, other simply didn’t want to migrate anymore.

The interview partners remembered they imagined Switzerland as land of plenty, but there existed hardly any concrete knowledge about the country they longed to travel to. The things they knew from hearsay were rumors, distributed by stories that got generated from letters sent to relatives and friends. Those writings described the positive aspects of labor migration, as girls and boys didn’t want to frighten their parents by telling them about difficulties.<sup>312</sup> When

---

<sup>309</sup> In 1953 the rate of unemployment reached its top. In Styria about 24.000 people were unemployed. Landesarbeitsamt Steiermark, Jahresbericht 1952. Arbeitsbeschaffungsaufgaben 1953, Graz 1953, 2. In Austria as a whole the unemployment rate was 8,7 %. Pröll, Österreichische Arbeitnehmer, 433. Nevertheless the agricultural sector lacked of employees.

<sup>310</sup> Das Problem der Winterarbeitslosigkeit, in: Kleine Zeitung, 18. 1. 1951; Landflucht zeitigt Rekordarbeitslosigkeit, in: Kleine Zeitung, 10. Jänner 1953.

<sup>311</sup> Landflucht – nicht zuletzt Frage der Entlohnung, in: Kleine Zeitung, 8. Juli 1951.

<sup>312</sup> For letters as sources see: Wolfgang Helbich, Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten, in: Christiane Harzig (Hg.), Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und

they travelled home in their vacancies (about two weeks a year) the labor migrants tried to present themselves as winners, success stories were created.<sup>313</sup> In Styria the picture of ‘bright and brilliant Switzerland’ got strengthened by this. None of them who were willing to go asked someone who had been to Switzerland for detailed information. Perhaps they feared a reality they didn’t want to hear as it might have destroyed their hopes.

Despite all difficulties that occurred to the Styrian labor migrants Switzerland in general remained a land of milk and honey. This belief is strongly connected to the – compared to Austrian realities – huge supply of consumption-goods. After World War Two conjuncture was booming in Switzerland and soon the country was lacking manpower. In that situation migration ought to be a simple solution. A system that had already been installed the years before got into broad use. From the second half of the 19th century onwards Switzerland faced a constant immigration. To direct the different streams of migrants a number of laws got enacted until in 1934 the “ANAG”, which was valid until 2007<sup>314</sup>, came into effect. A scheme was established that followed the principle of demand: if there was a need for manpower migrants were brought into the country. After some years, when new qualifications were demanded, these people got ‘replaced’. The Swiss residence permit knows 3 different categories: “Grenzgänger”, “Saisonier”, and “Aufenthalter”. To apply for naturalization a permanent stay in Switzerland over at least ten years is necessary.<sup>315</sup>

The movement of Styrian labour migrants to Switzerland and back can get interpreted as “transnational”.<sup>316</sup> Besides strong connections to the families and beloved at home<sup>317</sup>, tense networks between Austrian labor migrants in Switzerland occurred. “Austrian-Clubs” got formed. People met there to spend their – rare – leisure time together with friends. The sense of having something in common, the possibility to talk on ‘the same level’ was of high relevance in these meetings. Styrians never experienced xenophobic attacks, nevertheless they didn’t have a feeling of being completely accepted in Swiss society. – A fact that functioned as one of their arguments why they finally decided to go back to Styria. Just like at the

---

Nordamerika (= Transkulturelle Perspektiven 4), Göttingen 2006, 83–103; Jochen Oltmer, Migration im 19. und 20. Jahrhundert (= Enzyklopädie Deutscher Geschichte 86), München 2010, 70. Typical „interpretation problems“ („interpretation-gap“ between writer and reader) seem to have occurred.

<sup>313</sup> Girls and boys wore their best clothes bought in Switzerland as to impress people who had stayed at home. Hermine P. remembered wearing a green dress and red high heels when returning home the first time and her outfit becoming common talk in her village.

<sup>314</sup> Häberlein, Ekehäfen, 197.

<sup>315</sup> Bundesgesetz vom 26. März 1931 über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer (ANAG), SR 142.20; Armbruster, Der rechtliche Rahmen, 344.

<sup>316</sup> This functions as – one more – proof that transnationalism is not restricted to recent migrations. See Lutz who points out the irrelevance of tries to date the phenomenon. Lutz, Introduction.

beginning they acted in a very pragmatic way, took chances as they were offered to them. Living their life they stressed the ‘national’ construct of a sedentary population. Once more the importance of writing lives transnationally occurs. Biographies may help to illustrate the various possibilities of change and combination of migrational experiences.

In the following chapter two life-stories are going to be presented. The stories of Uwe B. and Elfriede T. shall illustrate my theories above and bring “life” into them. The two persons and their Switzerland-experiences are not ‘representative’ at all. They can be understood as a means to exemplify the various different stories and by this – like “oral history” always does – provide an insight into the general phenomenon.

## **Two lifestories**

### **Uwe B.<sup>318</sup>**

Uwe B. was born in 1939 in Duisburg/Germany. His father was German, he fell in battle in 1941. That was why Uwe's mother together with her children (Uwe B. had a brother and a sister) returned to Graz, where her parents were living. After the war she moved to Linz, because she got offered a job there, the kids followed in 1946/47. His mother married again and Uwe B. described the following years as the first stable period in his life. He went to primary school in Linz and then entered a “Realgymnasium”. At the age of 14 his stepfather<sup>319</sup> decided that he should get in contact with “real life” and work on a farm during his summer-holidays. So he launched annonces in Swiss newspapers, which led to a huge response and finally Uwe B. went to a farm in the French Jura above the Genfersee. It was a small farm still working according the principles of self-subsistence. The working conditions described by Uwe B. were quite hard, including working hours from 6 o'clock in the morning to 8 p.m. Only on Sundays some hours were free leisure time. But Uwe B. never felt exploited, because his bosses – two brothers were running the farm – were working as hard as he was. Uwe B. had no board or lodge to pay and was paid a little salary, a pocket money he saved and which enabled him to buy his first bicycle when he finally returned to Austria. His employers treated him very well, one of the farmers, whom Uwe B. named a “wise man, a real Philosopher” became like a father for him. That was why Uwe B. felt quite comfortable in Switzerland and what led him to the decision to spend a whole year there. In addition he had planned to do an agricultural college, which he needed time of praxis for. The months in Switzerland would have been accepted as agricultural practicum. So Uwe stayed in Switzerland for a year, which

---

<sup>317</sup> Letters were sent, migrants traveled home at regular intervals: Women and men spent all their holidays – about 2–3 weeks a year – at their Styrian homes.

<sup>318</sup> Recording and transcription of the interview are in the own of the author.

he enjoyed very much. When he came back to Austria he did the entrance test for the college but failed and therefore continued in the Realgymnasium. After his matriculation Uwe B. studied German at University Graz and finally became university professor. He is still working and engaged in various projects.

The migration-experience of Uwe B. is unique, none of the other interview-partners had been sent to Switzerland to do a summer job there – nevertheless it can be also understood as a typical life story, illustrating the “common Swiss-labor-migrational experience”. Annonces functioned as the most popular way to get in contact with Swiss employers, even though it was the other way round (offer to work, published in a Swiss newspaper) in the case of Uwe B. He remembered his father choosing Switzerland because there were no possibilities to get a summer-job in Austria which meets with the assessment of nearly all interviewees, telling it would not have been possible to find appropriate and well paid jobs. The masses of letters answering the annonce confirm the need for manpower in Switzerland. Like nearly all the interviewed women and men Uwe B. could not tell about details concerning the preparation phase of his journey, he only remembered having gone by train and then being picked up at the station in Switzerland. The medical examinations at the border didn't get mentioned at all. In general men's concern about them differed from the female behavior. Differing senses of shame, a different approach to corporeality may be assumed.

A gender-difference also occurs in Uwe B.'s relationship to his boss(es). The intimacy he experienced was a special one, not only sympathetic but real, ongoing friendship developed and Uwe B. is in contact with “Switzerland” still today. It may be characterised as a father-son-relation, educational elements playing an important role. Nearly all the men had a relationship to their employers that may get interpreted in a similar way. Treated as “boys” when arriving they got offered the chance of development: they got to know new methods of production, were trained new skills<sup>320</sup> – in a transferred sense they were bred as men. Therefore an occupational development, sort of a career, was a reachable possibility for men. Women were completely lacking these opportunities. They changed jobs and employers, sometimes entered new working fields<sup>321</sup> but they always remained in a position located at the far end of the occupational hierarchy – not only in means of payment, but also concerning a social

---

<sup>319</sup> Uwe B. emphasised they had a good relationship.

<sup>320</sup> Driving licenses can be named as examples in this context. Several interview-partners told they had their first driving-lessons in Switzerland and got their permit there.

<sup>321</sup> It occurred quite a usual behavior changing jobs periodically. Women reacted flexible on better job offers, payment functioned as most common reason to head for a new post.

assessment of the jobs they did.<sup>322</sup>

Back from Switzerland Uwe B. gained the most successful career of all the interview partners, he became professor at university. His attitude towards work and life connected him strongly with the majority of the interviewed labor migrants. Uwe B. always lived a certain individuality, he constantly needs new tasks and challenges and he adores voyages. A great part of the interview partners were fond of travelling, the wish to get to know new things, kind of openness, can be understood as common trait. The time in Switzerland had – following Uwe B.’s interpretation – strongly influenced his further life. He couldn’t “use” it in regards of job qualification but it was of high importance in means of gaining “soft skills”. – Another point that was mentioned by all interviewed men and women.

### **Elfriede T.**<sup>323</sup>

Elfriede T. was born in 1929 in Graz. She grew up in a small rural municipality about 40 kilometers in the north of Graz. Her family was poor, that was why she had to leave school after 8 years of primary school and could not become teacher as she had wished to. At the age of 14 she had to leave her family, as she was forced to earn money of her own. For two years during the war she worked as a waitress. An aunt was able to place her at a tailor shop in Graz and Elfriede moved there in 1946. She got to know her – later on-husband and the two of them decided, Elfriede should travel to Switzerland to earn the money for the marriage they planned. They needed a starting capital for their life as a couple. In 1951 Elfriede T. traveled to Ramsen (Kanton Schaffhausen) and worked there as a maid-of-all-work in a family business (restaurant and little shop). After one year Elfriedes “Schatz (darling)”, as she always called her husband, followed. He got a job in the same town, delivered bread for a bakery. Especially Elfriede had to do hard work, her working hours very often lasted from 7 a.m. to midnight: she had to clean up in the private household of her employers and to serve in the restaurant, because she had learned it her bosses asked her repeatedly to sew their clothes. Nevertheless Elfriede described the working conditions as “great”. In her words it was the “constant sleep deficit” and her and her husbands strong connection to their Styrian home that finally led to the decision to return to Austria. In 1953 they came back to Graz. Elfriede T. and her “Schatz” married and after some more years of saving they started their own tailor shop.

---

<sup>322</sup> That is why the female Styrian labor migration to Switzerland may get interpreted as „typical female“. Aufhauser,

<sup>323</sup> I met Elfriede T. at 10 a.m. in her flat in Graz, which is now her secondary residence. She bought it together with her husband and lived there for years with her family. When the couple retired they built a house near the place where Elfriede grew up. Elfriede T.’s husband died in 2010. The day before the interview she had visited a remembrance service for him in Graz. – Elfriede was very familiar with the place, many memories were connected to it – especially in regards of her husband, which for sure influenced the course of the talk.



The couple had two children. Mr. and Mrs. T. worked together in their business till they retired.

The wish to earn in Switzerland the money for a future marriage was – with regard on the female labor workers – quite common, even though hardly any of them already knew her husband by that time.<sup>324</sup> That's why Elfriede T.'s stay in Switzerland together with her husband is a singularity.<sup>325</sup> They spent their rare leisure time together and did not search for new friends like the other women and men, who very often made new friends in Switzerland. Most of the time it were other labor migrants from Austria they got in contact with – there existed hardly any friendship to Swiss people. Labor migrants seem to have searched for friends who had similar experiences. So called "Österreicher-Clubs/Austrian-clubs" – as platforms for exchange – emerged where Austrians came together to spend some hours in familiar surroundings. Elfriede T. felt no need for new friends as her "Schatz" lived close to her, nevertheless her leisure-time activities didn't differ at all from those of the single migrants: Elfriede and her man went for walks, did short trips and sometimes visited festivals and celebrations. The description of her working conditions as "hard but fair" is quite similar to those of other interview partners. In a typical manner critique was only told by the way, even though very often labor migrants got exploited and were treated badly. Elfriede T. for example broke her leg but had to continue to work because her boss told her she would only get her salary when she did her job. Labor migrants arranged with difficulties like this, understood it as a challenge and took high Swiss wages as an excuse. "We were used to working hard" was a standard-saying. In addition to that their status as strangers functioned as an explanation – especially to the women: they were the "indulgent, comfortable – gemütlichen –, diligent Östricherli"<sup>326</sup> who were brought to the country because it was well known they were hard-working people. None of the interview-partners had experienced xenophobia but almost every woman told things like: "We were treated well, but there was a hierarchy and we were never at the same level like the Swiss – we were always one step below". This feeling of non-belonging was also mentioned by Elfriede T. when she told about the decision to return to Styria. Two years abroad had been enough, "we wanted to go home" she said. Elfriede and her husband stayed in Graz even though it was hard for them to earn a living and there would have been offerings for well paid jobs in Switzerland. This behavior is quite common – there were many Austrians who settled in Switzerland but almost each of

---

<sup>324</sup> This can be understood as the „classical“ reason of temporal migration as it arose among women especially in the second half of 19<sup>th</sup> century – the era of the maidservants.

<sup>325</sup> Another woman, Hermine P., had met her husband (who came from Styria) in Switzerland.

<sup>326</sup> Swiss dialect word for „Austrian“.

them had married a Swiss.<sup>327</sup> Looking back her time in Switzerland meant a real “treasure” to Elfriede T. Despite all difficulties she had felt really happy there and had learned a lot – which confirms once more the emancipatory potential of migration-experiences: all the young women had made the decision to go abroad, had earned their own money and used it the way they wanted to, which meant a great opportunity for them.

In general male and female labor migrants interpreted Switzerland a chance they had jumped at and enjoyed a lot.

## **Conclusion**

Thousands of young Styrian men and women went to Switzerland to try their luck abroad. They understood their labor migration as a chance to improve their life. For them it was difficult to get well paid jobs in Styria because economy was in dire straits and the level of unemployment was high. If they had to do menial jobs they wanted to be well paid at least – and Switzerland offered high earnings. Most of the Styrian labor migrants experienced “typical classical temporal migrations”. As young adults they stayed in the host country for a certain amount of time, which was very often interpreted as kind of a preparation for their future married life, and then returned to their hometowns after an average period of 2 to 4 years. Especially women couldn’t imagine to stay for a lifetime. All of them planned to marry, to get children of their own – this would not have been possible at all if they had continued to work as maids and servants, depending on the need of being reachable for their employers 24 hours a day. In addition to that in the Swiss national average Styrian women ranged at the lowest level of income, had a very poor social reputation and only little prospect of advancement. Male experiences contrasted to that. Men had the possibility to get trained and by this gaining a little career. That is one of the reasons why male and female stories concerning the return from Switzerland are contrasting. Another point bringing out different memories, respectively different telling are relationships to the other sex. Socialisation of the 1930ies and 40ies, a strongly gendered education may be assumed as a cause. In other concerns male and female remembrance didn’t differ at all. Especially the narrative structure was congruent. A first short overview was followed by a loose row of anecdotes. All the interview-partners enjoyed their time abroad, described it as a great experience and were repeatedly telling they wouldn’t like to miss it. It meant a lot to them being asked to tell about their memory. For many of the women and men it was the first chance to speak about

---

<sup>327</sup> Marriage was indeed the easiest way to get a permission to stay.

“Switzerland” since decades. They were proud of becoming part of a research-project and felt encouraged to speak about their labor migration with family and friends. One of the aims of the project was to awaken attention for Austrian labor migrational movements, which partly could be already reached. This text and its contribution means a further – subversive – step.

## 9.) Bibliographie

### Quellen

Verwendete Quellen werden jeweils im Text in vollem Umfang zitiert.

Das bearbeitete Zeitungsmaterial wurde in der Mediathek der Universität Graz eingesehen.

### Literatur

Bridget Anderson, *Doing the dirty work? The global politics of domestic labour*, London 2000.

Ursula Apitzsch, *Migrationsbiographien als Orte transnationaler Räume*, in: Ursula Apitzsch/Mechthild Jansen (Hg.), *Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse*, Münster 2003, 65–80.

Heidi Armbruster, *Der rechtliche Rahmen. Einwanderungsbestimmungen einiger Zielländer österreichischer Nachkriegsmigration*, in: Horvath/Neyer, *Auswanderung*, 323–360.

Aleida Assmann, *Geschlecht und kulturelles Gedächtnis*, in: Meike Penkwitt (Hg.), *Erinnern und Geschlecht*, Bd. 1 (= Freiburger FrauenStudien 19), Freiburg i. B. 2006, 29–46.

Elisabeth Aufhauser, *Geschlecht und Migration. Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in der internationalen Migration*, in: *Internationale Migration: Karl Husa/Christoph Parnreiter/Irene Stacher (Hg.), Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts?*, Frankfurt a. M. 2000, 97–122.

Klaus J. Bade/Pieter C. Emmer/Leo Lucassen/Jochen Oltmer (Hg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn 2007.

Adelheid Bauer-Fraiji/Abderrahim Fraiji, *Auswanderungen von Österreichern und Österreicherinnen nach 1945. Statistische Darstellung*, in: Horvath/Neyer, *Auswanderungen*, 279–320.

Jörg Becker, Erdbeerpflücker, Spargelstecher, Erntehelfer. Polnische Saisonarbeiter in Deutschland – temporäre Arbeitsmigration im neuen Europa, Bielefeld 2010.

David Johannes Berchem, Wanderer zwischen den Kulturen. Ethnizität deutscher Migranten in Australien zwischen Hybridität, Transkulturation und Identitätskohäsion, Bielefeld 2011.

Josef Berghold, Feindbilder und Verständigung. Grundfragen der politischen Psychologie, Wiesbaden 2007.

Karl-Heinrich Bette, Körperspuren: Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit, Bielefeld 2005.

Regula Bochsler/Sabine Gisiger, Städtische Hausangestellte in der deutschsprachigen Schweiz des 20. Jahrhunderts, Zürich 1989.

Ralf Bohnsack, Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden, (7. Auflage) Opladen/Farmington Hills 2008.

Michael Bommers, Nationale Paradigmen der Migrationsforschung, in: *IMIS-Beiträge* Themenheft Michael Bommers – Migration und Migrationsforschung in der modernen Gesellschaft. Eine Aufsatzsammlung (2011) 38, 15–52.

Manuel Borutta/Nina Verheyen, Vulkanier und Choleriker? Männlichkeit und Emotion in der deutschen Geschichte 1800–2000, in: Manuel Borutta/Nina Verheyen (Hg.), *Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne*, Bielefeld 2010.

Günter R. Burkert-Dottolo, *Das Land geprägt: die Geschichte der steirischen Bauern und ihrer politischen Vertretung*, Graz 1999.

Giovanni Casagrande, *Migration und ethnische Minderheiten in der Schweiz, Auswahlbibliographie 1945–1999* (= Schweizerisches Forum für Migrationsstudien), Neuchâtel 2001.

Gianni D'Amato/Brigitta Gerber/Martina Kamm, *Menschenschmuggel und irreguläre Migration in die Schweiz* (= Swiss Forum for Migration and Population Studies,

Forschungsbericht 37) 2005.

Gianni D'Amato, Historische und soziologische Übersicht über die Migration in der Schweiz, in: Schweizerisches Jahrbuch für Entwicklungspolitik [Online], Band 27, Nr. 2/2008, Online erschienen am 31. Mai 2010, <http://sjep.revues.org/340>, abgerufen am 9. 5. 2011.

Desley Deacon/Penny Russell/Angela Woollacott, Introduction, in: dies. (Hg.), *Transnational Lives. Biographies of Global Modernity, 1700–Present*, New York 2010, 1–11.

Bettina Dennerlein/Elke Frietsch, Einleitung, in: Bettina Dennerlein/Elke Frietsch (Hg.), *Identitäten in Bewegung. Migration im Film*, Bielefeld 2011.

Christian Fleck (Hg.), *Vertriebene Wissenschaft*, Innsbruck/Wien 2010.

Ute Frevert (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997.

Ute Frevert (u.a.), *Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*, Frankfurt/New York 2011.

Ruth Gantert/Elisabeth Kelan/Sibylle Saxer, Die narrative Konstitution von Geschlecht im Gespräch, in: Dominique Grisard/Jana Häberlein/Anelis Kasier/Sibylle Saxer (Hg.), *Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung*, Frankfurt/New York 2006, 131–159.

Gabriel Garcia-Marquez, *Leben um davon zu erzählen*, 2002.

Thomas Geisen, Migration als Vergesellschaftungsprozess. Zur Konstruktion von Arbeitsmigration als Sonderfall, in: Thomas Geisen (Hg.), *Arbeitsmigration. WanderarbeiterInnen auf dem Weltmarkt für Arbeitskraft (= Beiträge zur Regional- und Migrationsforschung, Band 5)*, Frankfurt a. M. 2005, 19–35.

Andreas Gestrich/Marita Krauss, Einleitung, in: Dieselben (Hg.), *Migration und Grenze (= Stuttgarter Beiträge zur historischen Migrationsforschung 4)*, Stuttgart 1998.

Irial Glynn, Emigration, memories and immigration. Realities in Ireland and Italy, in: Brian Fanning/Ronaldo Munck (Hg.), Globalization, migration and social transformation. Ireland in Europe and the world, Farnham 2011, 65–77.

Jana Häberlein, Von Ekehäfen und Ausschaffungsflügen: (Persistente) Geschlechternormen und normalisierende Regulationen im neuen Schweizer Ausländergesetz, in: Migration–Mobilität–Geschlecht (= Freiburger Geschlechter Studien 25), Leverkusen/Opladen 2011, 193–210.

Kaja Swanhilt Haeger, Repräsentationen von Männlichkeiten. Bekir, der „andere“ Mann – Eine Einzelfallanalyse, in: Potts/Kühnemund, Mann, 79–92.

Sylvia Hahn, Migration–Arbeit–Geschlecht. Arbeitsmigration in Mitteleuropa vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts (= Transkulturelle Perspektiven 5), Göttingen 2008.

Evelyn Heinemann, Männlichkeit, Migration und Gewalt: Psychoanalytische Gespräche in einer Justizvollzugsanstalt, Stuttgart 2008, 37–40.

Wolfgang Helbich, Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten, in: Christiane Harzig (Hg.), Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und Nordamerika (Transkulturelle Perspektiven 4), Göttingen 2006, 83–103.

Hess, Globalisierte Hausarbeit

Bettina Hitzer, Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen, in: H-Soz-u-Kult, 23.11.2011, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-11-001>. Abruf 20. 8. 2012.

Eric Hobsbawm, The invention of traditions, Cambridge 1983.

Dirk Hoerder/Jan Lucassen/Leo Lucassen, Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung, in: Bade/Emmer/Lucassen/Oltmer, Enzyklopädie, 28–53.

Claudia Hoerschelmann, Exilland Schweiz: Lebensbedingungen und Schicksale österreichischer Flüchtlinge 1938–1945, Innsbruck 1997.

Walter Hölbling/Reinhold Wagenleitner (Hg.), *The European Emigrant Experience in the U.S.A.*, Tübingen 1992.

Traude Horvath/Gerda Neyer (Hg.), *Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Wien 1995.

Katrin Huxel, *Männlichkeit kontextualisieren – Eine intersektionelle Analyse*, in: Potts/Kühnemund, Mann, 65–78.

Michael John, *Arbeitslosigkeit und Auswanderung in Österreich 1919–1937*, in: Horvath/Neyer, *Auswanderungen*, 83–110.

Juliane Karakayali, *Transnational Haushalten. Biografische Interviews mit care workers aus Osteuropa*, Frankfurt/Main 2010.

Stefan Karner, *Die Steiermark im 20. Jahrhundert. Politik – Wirtschaft – Gesellschaft - Kultur*, Graz 2000.

Karl Kaser/Karl Stocker, *Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848. Band 1: Landwirtschaft von der Selbstversorgung zum Produktivitätszwang*, Graz 1987.

Karl Kaser/Karl Stocker/Beatrix Vreca, *Vom Selbstversorger zum Nebenerwerbslandwirt. Das Südoststeirische Flach- und Hügelland*, in: Ernst Bruckmüller/Ernst Hanisch/Roman Sandgruber (Hg.), *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Regionen – Betriebe – Menschen*, Wien 2003, 299–362.

Brigitte Konstantiniuk, *„... der erste Schritt aus der Enge des Hauses“. Bürgerliche Frauenvereine in der Steiermark in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, phil. Diplomarbeit, Graz 1996.

Andreas Kraft, *„nur eine Stimme, ein Seufzer“. Die Identität der Dichterin Nelly Sachs und der Holocaust*, Frankfurt a. M. 2010.

Margareth Lanzinger, *Das Lokale neu positionieren im\_actor-network\_-Raum – globalgeschichtliche Herausforderungen und illyrische Steuerpolitiken*,



<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/type=diskussionen&id=1810>, Abruf 21. 6. 2012.

Jan Lucassen, Temporal Migration from a Historical Perspective, in: Thomas Geisen (Hg.), Arbeitsmigration. WanderarbeiterInnen auf dem Weltmarkt für Arbeitskraft (= Beiträge zur Regional- und Migrationsforschung, Band 5), Frankfurt a. M. 2005, 37–50.

Helma Lutz (Hg.), Migration and Domestic Work. A European Perspective on a Global Theme, Burlington 2008.

Helma Lutz, Introduction: Migrant Domestic Workers in Europe, in: Lutz, Migration, 1–10.

Michael Mitterauer, Wege nach Wien – Migration im Rückblick (= Wiener Vorlesungen 86), Wien 2002.

Hermann Mückler/Gerald Faschingseder (Hg.), Tradition und Traditionalismus. Zur Instrumentalisierung eines Identitätskonzepts, Wien 2012.

Catherine Newmark, Weibliches Leiden – männliche Leidenschaften. Zum Geschlecht in älteren Affektlehren, in: Sabine Flick/Annabelle Hornung (Hg.), Emotionen in Geschlechterverhältnissen. Affektregulierung und Gefühlsinszenierung im historischen Wandel, Bielefeld 2009, 43–58.

Gerda Neyer, Auswanderungen aus Österreich. Ein Streifzug durch die „andere“ Seite der österreichischen Migrationsgeschichte, in: Horvath/Neyer, Auswanderungen, 13–29.

Werner Nigg, Schweiz. Land – Volk – Wirtschaft in Stichworten, Wien 1975.

Jochen Oltmer, Migration im 19. und 20. Jahrhundert (= Enzyklopädie Deutscher Geschichte 86), München 2010, 70.

Norbert Ortmayr (Hg.), Knechte. Autobiographische Dokumente und sozialhistorische Skizzen, Wien/Köln/Weimar 1992.

Paul Parin/Goldy Parin-Matthèy, Subjekt im Widerspruch, Frankfurt a. M. 1986, 258.

Karin Pauleweit, Dienstmädchen um die Jahrhundertwende – im Selbstbildnis und im Spiegel der zeitgenössischen Literatur, Frankfurt a. M./Wien [u.a.] 1993.

Lydia Potts/Jan Kühnemund, Einführung: Migration und Maskulinitäten, in: Potts/Kühnemund (Hg.), Mann, 7–15.

Anita Pretenthaler-Ziegerhofer/Karin M. Schmidlechner/Ute Sonnleitner, „Haustochter gesucht“ Steirische Arbeitsmigrantinnen in der Schweiz, Graz 2010, 25 f.

Ulrike Pröll, Österreichische Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen in der Schweiz, in: Horvath/Neyer (Hg.), Auswanderungen, 433–457.

Petra Rauchbauer, „Es woa des Göd wos uns außezogn hot!“ Burgenländische „Gastarbeiterinnen“ in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg, Dipl. Arb., Graz 2011.

Ramon Reichert, Das Geschlecht der Grenze. Genderrepräsentationen von der Berliner Mauer bis zur EU-Außengrenze, in: Dennerlein/Frietsch, Identitäten.

Bernhard A. Reismann, Landwirtschaft inmitten der Industrie. Die östliche Obersteiermark, in: Bruckmüller/Hanisch/Sandgruber, Geschichte, 363–438.

Maria S. Rerrich, Die ganze Welt zu Hause. Cosmopolite Putzfrauen in privaten Haushalten, Hamburg 2006.

Minna-Kristiina Ruokonen-Engler, „Unsichtbare“ Migration? Transnationale Positionierungen finnischer Migrantinnen. Eine biographieanalytische Studie, Bielefeld 2012.

Louise Ryan/Wendy Webster, Introduction, in: Louise Ryan/Wendy Webster (Hg.), Gendering Migration: Masculinity, Femininity and Ethnicity in Post-War Britain, Burlington 2008, 1–18.

Louise Ryan, Becoming Nurses: Irish Women, Migration and Identity Through the Life Course, in: Ryan/Webster, Gendering Migration, 121–136.

Raffaella Sarti, The Globalisation of Domestic Service – An Historical Perspective, in: Lutz, Migration, 77–97.

Eugene Sensenig, Auspendeln statt Auswandern. Ursachen und Auswirkungen des GrenzarbeitnehmerInnenverkehrs nach Deutschland, Liechtenstein und in die Schweiz, in: Horvath/Neyer, Auswanderungen, 457–478.

Katharina Scherke, Auflösung der Dichotomie von Rationalität und Emotionalität? Wissenschaftssoziologische Anmerkungen, in: Sabine Flick/Annabelle Hornung (Hg.), Emotionen in Geschlechterverhältnissen. Affektregulierung und Gefühlsinszenierung im historischen Wandel, Bielefeld 2009, 23–42.

Karl Schiffer, Über die Brücke – Der Weg eines linken Sozialisten ins Schweizer Exil, Wien 1988.

Karin M. Schmidlechner, Frauenleben in Männerwelten: Kriegsende und Nachkriegszeit in der Steiermark (= Studien zur Gesellschafts und Kulturgeschichte 10), Wien 1997.

Karin M. Schmidlechner, Oral History als Methode der Historischen Frauenforschung, in: dies. (Hg.), Signale (= Veröffentlichungen zur historischen und interdisziplinären Frauenforschung 1), Graz 1994, 9–24.

Karin M. Schmidlechner/James W. Miller, Die Liebe war stärker als das Heimweh. Heiratsmigration in die USA nach 1945 (= Grazer Gender Studies 8), Graz 2003.

Karin M. Schmidlechner, Oral History: considerations on a never ending story, in: Ulrike Tischler (Hg.), From „milieu de memoire“ to „lieu de memoire“. The cultural memory of Istanbul in the 20th century, Graz 2006.

Alexandra Schmidt, Heimatnah. Kärntner Gastarbeiterinnen in der Schweiz 1950–1965, in: Der Onkel aus Amerika – Aufbruch in eine Neue Welt (= Katalog zur Sonderausstellung vom 5. Mai bis 31. Oktober 2006. Ein Gemeinschaftsprojekt der Stadt Villach und des Vereines Industriekultur und Alltagsgeschichte), Klagenfurt/Celovec 2006.

Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen: W. Abel (Hg.), Der Lebensbereich des Landarbeiters, Hannover 1956; Käthe Feuerstack, Das ländliche Bildungswesen als gesellschaftliche Aufgabe, Hannover 1953.

Isabel Schropper, Austrian Female Migration to Britain. Documenting the „forgotten“ Migrants to post-war Britain, Phil Diss., London 2010.

Isabel Schropper, „The Blue Danube Scheme“ – Austrian female labour for Britain’s post-1945 economy, in: Zeitgeschichte 5/38. Jahrgang/2011, 276–296.

Mick Smith/Joyce Davidson/Laura Cameron/Liz Bondi, Introduction. Geography and Emotions – Emerging Constellations, [http://www.ashgate.com/pdf/SamplePages/Emotion\\_Place\\_and\\_Culture\\_Intro.pdf](http://www.ashgate.com/pdf/SamplePages/Emotion_Place_and_Culture_Intro.pdf).

Ute Sonnleitner, Weibliche steirische Arbeitsmigration in die Schweiz während der Nachkriegszeit, in: Zeigeschichte, 5/38. Jahrgang/2011, 297–317.

Johanna Stadlbauer, „For the lifestyle, adventure, for something different“. Ein Beitrag zur Migrationsforschung am Beispiel oberösterreichischer MigrantInnen in Neuseeland, Dipl. Arb., Graz 2009.

Hubert Steindl, Faschismus in der „Provinz“: Der Bezirk Mürzzuschlag 1933–1938, phil. Diss., Graz 1993.

Mark Steininger, Die Industrialisierung der Landwirtschaft – am Beispiel der Südoststeiermark 1945–1970, phil. Diplomarbeit, Graz 2010.

Jan Philipp Sternberg, Auswanderungsland Bundesrepublik. Denkmuster und Debatten in Politik und Medien 1945–2010, Paderborn 2012.

Franziska Stöckler, Die Beratungs- und Bildungsarbeit der steirischen Kammer für Land- und Forstwirtschaft unter besonderer Berücksichtigung der Bezirkskammer Weiz von 1945 bis 1970, Dissertation, Graz 1995.

Andrea Strutz: Transatlantische (Arbeits-)Migrationen. Über die österreichische Zuwanderung in Kanada nach dem Zweiten Weltkrieg, Vortrag am Historikertag 2012, Sektion Zeitgeschichte und Geschichte der Arbeiterbewegung, 26. 9. 2012.

Maruska Svasek (Hg.), *Moving Subjects, Moving Objects. Transnationalism, Cultural Production and Emotions*, 2012.

Maruska Svasek, Introduction: Affective Moves: Transit, Transition and Transformation, in: Svasek, *Moving Subjects*, 1–40.

Roland Treschl-Lang, *Die Landflucht in der Steiermark*, iur. Diss., Graz 1953.

Astrid Tumpold-Juri, „Skim off the cream“. Auswanderung von Österreich nach Australien 1945–1978, phil. Diss., Graz 2008.

Marc Vuilleumier, Schweiz, in: Bade/Emmer/Lucassen/Oltmer, *Enzyklopädie*, 189–204.

Christoph Weischer, *Sozialforschung*, Konstanz 2007.

Thomas Weißbrich, Des Kriegers neue Kleider – zur Uniformierung der Armeen im späten 17. Jahrhundert, in: Stephan Theilig (Hg.), *Historische Konzeptionen von Körperlichkeit. Interdisziplinäre Zugänge zu Transformationsprozessen in der Geschichte*, Berlin 2011, 85–106.

*Zollrundschau* – Sonderausgabe zum Jubiläum des Grenzwachtkorps 1894–1994, 2/94, S. 65, Download <http://www.ezv.admin.ch/ezv/00434/03618/index.html?lang=de> Stand 8. 10. 2012.